Polem.
102
11

Polem. 102^u Angebunden.

Aphorismen

zur

Begründung freierer Religionsbegriffe

und eines

fruchtbarern Bibelgebrauchs.

Für denkende Christen.

Es ist so schwer, den falschen Weg zu meiden.
v. Göthe.

Quedlinburg und Leipzig,
bei Gottfried Basse.
1818.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Es ist wol nicht zu leugnen, daß viele unsrer bisherigen Religionsdogmen bloße Folgesätze sind, die man aus unleugbar geglaubten Prämissen abgeleitet, und sie, unter jener Bedingung, als unveränderliche Glaubensartikel aufgestellt hat. Dahin gehören die Lehren von der göttlichen Eingebung der heiligen Schriften, von ei=

ner daraus hergeleiteten unmittelbaren Offenbarung, als dem Angel, um den sich alles dreht; die Lehre von den Wundern und Weissagungen, als unbezweifelten Beweisen der Göttlichkeit des Judenthums sowol, als des Christenthums; die Lehren von der wesentlichen, d. i. metaphysischen Gottheit Christi, und den beiden in ihm als Gottmenschen vereinigten Naturen, von der Persönlichkeit des heiligen Geistes; die Lehre von der Unfehlbarkeit der Apostel in allen ihren individuellen Ansichten und Behauptungen, u. a. Unbekanntschaft mit dem Geiste und mit der Sprache des Alterthums, und Mangel einer gereinigten Philosophie hat diese Sätze, wie gesagt, als unbezweifelte Prämissen aufgestellt; Stolz und Herrschsucht sie der Christenheit als Glaubensartikel, beim Ver-

luste ewiger Seligkeit, aufgedrungen, und je mehr man sich dabei bemühte, die Unfehlbarkeit dieser Prämissen zu beweisen; je mehr sich dabei Fragen und Gegenfragen häuften: desto mehr ward die so einfache Glaubenslehre der Christen ein Gewebe von Spitzfindigkeiten, das immer verworrener wurde, und für die praktische Religion um desto verderblicher war, je mehr es zum Tummelplatze menschlicher Leidenschaften gemißbraucht wurde, und je trotziger die Religionslehrer auf ihren Köpfen bestanden, und jeder seine Ansicht zu vertheidigen und geltend zu machen suchte. Der Nachtheil, den dieses Unwesen stiftete, war um desto größer, je mehr diejenigen, die bei der Sache nicht interessirt waren, mit Spott oder Unwillen dem Handel zusahen, das Kind mit dem Bade

verschütteten, und die ganze Glaubenslehre als eine werthlose Sache zu betrachten anfingen, die eine solche Aufmerksamkeit, und solches Aufhebens gar nicht verdiene.

Der Verfasser dieser Aphorismen ist ein evangelischer Christ, der das Evangelium Jesu als eine Kraft Gottes zu seiner Besserung und Beruhigung mit der dankbarsten Freude anerkennt. Er hat seine Bibel, und außer derselben eine Menge von Commentaren über dieselbe, nebst einer großen Anzahl alter und neuer Lehrbücher gelesen und studirt, und sich außerdem mit der Kirchen- und Dogmengeschichte hinlänglich bekannt gemacht. Er glaubt, als evangelischer Christ, an keine menschliche Vorstellung gebunden zu seyn, da er keinen Pabst als alleinigen, untrüglichen Ausleger

der heiligen Schriften anerkennt, fürchtet auch, da er nicht in dem bedauernswürdigen Spanien lebt, keinen Feuertod, wenn er es in dieser Schrift freimüthig gewagt hat, diese geheiligten Prämissen, nebst ihren Folgesätzen, zu beleuchten. Er glaubt, daß ihn dazu die so unschätzbare, schwer errungene Gewissensfreiheit vollkommen berechtige.

Für denkende Theologen schrieb er nicht, überzeugt, daß er diesen nichts Neues würde lehren können, auch für den großen Haufen nicht, der solche Schriften nicht lieset, und wenn er sie lieset, nicht einmal versteht, sondern für jeden nicht theologischen Denker, der gern lieset, und vertraut mit andern Zweigen der Gelehrsamkeit, der alten und neuen Literatur,

Philosophie, Naturkunde u. s. w., redlich nach Wahrheit strebt, aber bei dem Catechismus seiner Jugend stehen geblieben ist, und diesen nun nicht mehr mit seinen gegenwärtigen freiern und geläutertern Ansichten zu vereinigen weiß. Dergleichen achtungswürdige Denker giebt es nun viele unter Juristen, Aerzten, Soldaten, Kaufleuten, selbst unter Handwerkern, wie der Verfasser aus eigner Erfahrung weiß. Diese verfehlen denn mehrentheils den richtigen Mittelweg, und sind entweder geneigt, auf die Seite der Mystiker und Schwärmer, oder auf die Seite der Spötter zu treten, denen eine theologische Glaubenslehre eine Sache von sehr geringem Werthe, und ein Theologe entweder ein Heuchler, oder ein unwissender Pfaff ist, der bei dem, was er lehrt, selbst

nichts zu denken weiß, und nur papageienartig nachsagt, was ihm sein Lehrbuch vorgesagt hat. Dieses Glaubens sind, wie der Verfasser theils selbst gehört, theils aus anderweitigen Aeußerungen zu schließen berechtigt ist, viele Juristen, die alles Heil der Menschheit nur in Staatsgesetzen suchen, viele vom Militär, und besonders viele von denen, deren Wahlspruch: virtus post nummos ist, quaerenda pecunia primum, und die allermeisten von denen, deren Hauptstudium das sinnliche Vergnügen ist, sey es für sich selbst, oder, als Brodterwerb, wie bei den Komödianten, für andere. Alles dieses wird sich ändern, so bald man einsehn wird, daß die Religion, als das erste Bedürfniß des Menschen, keiner Geheimnisse bedürfe, daß besonders das Christenthum so

annehmungswürdig, hauptsächlich darum sey, weil es so vernünftig, ja, richtig aufgefaßt, der höchste Triumph der menschlichen Vernunft ist, denn es befriedigt die Vernunft in Ansehung des Höchsten, wozu sie sich erheben kann, indem es den würdigsten und erhabensten Begriff von der Gottheit aufstellt. Es setzt den Menschen durch das Sittengesetz mit der Gottheit in die engste Verbindung, und leistet ihm in dieser Verbindung die Gewähr für die Erfüllung seines höchsten und heiligsten Wunsches einer seligen Unsterblichkeit. Mehr kann die Vernunft gar nicht erwarten. Wer denn nun die Bibel ohne Vorurtheile, und mit den zu ihrem Verständniß nöthigen Vorkenntnissen lieset, der wird von selbst erkennen, wie, und wie

fern sie Gottes Wort sey, und Offenbarungen Gottes enthalten könne.

Wegen einiger, in dieser Schrift vorkommenden, aus fremden Sprachen entlehnten Ausdrücke wird man den V. vielleicht tadeln. Allein der V. wußte sie theils nicht mit solchen, die ihm vollkommen gleichbedeutend zu seyn schienen, zu vertauschen, theils ist er bis jetzt überzeugt, daß es bei weitem kein Fehler, sondern vielmehr ein Vorzug einer Sprache sey, wenn sie leicht fähig ist, sich mit fremden Wörtern zu bereichern, wodurch, wo nicht neue Begriffe, doch genauere Bestimmungen der Begriffe, die außerdem einer Umschreibung bedurften, bezeichnet werden. Wenn ich z. B. sage: durch Beförderung der Aufklärung würde es um die Existenz des

Pabstes geschehen seyn: so bezeichnet hier Existenz nicht so wol Daseyn, noch auch Wirksamkeit, als Folge des Daseyns, sondern eine bestimmte Art des Daseyns, eine bestimmte Art der Wirksamkeit, und so ist's mit vielen andern, die selbst, der Kürze und der Bestimmtheit wegen, schon in die Sprache des gemeinen Lebens übergegangen sind, und alles Geschreis ohnerachtet nicht wieder aus demselben werden verdrängt werden können. Man übertreibt die Sache offenbar, und zwar aus ganz unphilosophischem Hasse gegen alles, was Französisch heißt, und also zunächst gegen die französischen Wörter, die sich in die Sprache eingeschlichen haben, und dann, um nicht parteiisch zu scheinen, auch gegen andere. Jedes fremde Wort, das nicht nur die Materie, sondern mit dersel-

ben auch die Form, und zwar eine fremde Form, bezeichnet, muß, behaupte ich, sogar beibehalten werden, z. B. Canapee, Sopha u. a. Und wie! kam die lateinische Sprache nicht erst dadurch zu ihrer höchsten Schönheit, als sie sich nicht nur mit griechischen Wörtern, sondern auch mit griechischen Wendungen bereicherte? Und was würde aus der englischen und fast allen neuern Sprachen werden, wenn sie alle ihnen nicht ursprünglich gehörigen Wörter missen sollten? Doch es ist hier der Ort nicht, mich darüber weitläufiger zu erklären. Aber gewiß ist's: omne nimium vertitur in vitium, wenn auch nur dadurch, daß es eine an sich ernsthafte und wichtige Sache lächerlich macht.

Aphorismen

zur

Begründung freierer Religionsbegriffe

und eines

fruchtbarern Bibelgebrauchs.

Gott.

Gott ist eine Vernunftidee, deren Keim mit dem sinnlichen Gefühl erwacht, durch die beurtheilende Vernunft entwickelt, und auf verschiedene Weise, nach der Art und nach den Graden dieser Entwickelung, genährt und ausgebildet wird.

So bald der Mensch nur im Stande ist, einigermaßen über sich und die ihn umgebende Welt nachzudenken, und sich die Fragen aufzuwerfen: was und woher bin ich; was und woher ist die mich umgebende Welt: so bald entwickelt sich auch die Vorstellung eines höhern mächtigern Wesens, dem sich

der Mensch selbst, und alles was ist, unterworfen denkt.

Wo man irgend eine Spur eines Glaubens an Gott antrifft, selbst bei dem rohesten Heiden, da liegt diese Idee, als die allgemeine, zum Grunde. Aber so bald der Mensch fragt: wie muß ich mir dieses höhere mächtigere Wesen denken: so bald sieht er sich auch in ein finsteres Labyrinth verschlossen, wo er keinen Ausweg zum Lichte vor sich sieht.

Der Mensch sieht auf der ganzen Erde nichts höheres und vollkommeneres, als sich selbst. Nichts ist also natürlicher, als daß er die Gottheit nach sich selber, nur in vergrößertem Maaße, mißt. Selbst der höhern abstrahirenden Vernunft, die schon über die Sinnenwelt in das Reich der Ideen sich zu erheben vermag, wird es schwer, ja unmöglich seyn, wenn sie über Gott denkt und redet, alle anthropomorphischen und anthropopathischen Vorstellungen zu vermeiden, weil selbst die Sprache der Menschen nicht über die Sinnenwelt hinausreicht, und den Begriff der

Gottheit zu bezeichnen, noch viel zu arm ist.

Religion.

So bald diese Vorstellung eines höhern Wesens, dem alles unterworfen ist, möge sie übrigens beschaffen seyn, wie sie wolle, möge sie das Eigenthum einer einzelnen Person, oder von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt, Familien, Schulen, Nationalidee seyn, in der Seele des Menschen erwacht, so entsteht auch Religion, d. i. das Bewußtseyn eines Verhältnisses, das ihn von diesem höhern Wesen abhängig macht, und dasselbe zu verehren, und in dieser Verehrung sein Glück und seine Ruhe zu suchen zwingt. Dieses ist die

Urreligion,

eine Religion des sinnlichen Gefühls, der Furcht, der Bewunderung, oder des Dank-

gefühls, oder aller dieser Gefühle zusammengenommen. Der Naturmensch empfindet es bald, und muß es empfinden, daß er gegen die ihn umgebende Natur viel zu ohnmächtig ist, daß er gegen ihre unwiderstehlichen Kräfte Schutz und Hülfe bedarf, und daß er die Befriedigung seiner Wünsche nicht von sich allein und seinen beschränkten Kräften erwarten kann. Er erkennet sehr bald das Wohlthätige in dem Reichthume und der Schöpferkraft der Natur; aber auch das Erhabene in ihren Erscheinungen, das Furchtbare in ihren Zerstörungen, und so findet er in allem, wovor er sich fürchtet, wovor er erstaunt, oder wovon er etwas Gutes erwartet, die Gottheit, oder wenigstens die Hülle ihrer nahen Gegenwart. So wurden ihm bald Sonne, Mond und Sterne, Erde, Feuer, Wasser u. s. w. Gottheiten selbst, oder der Aufenthalt der Götter.

Das bloße Denken der Gottheit, die er übrigens nicht kennt, befriediget den sinnlichen Menschen nicht, er will sie sehen, will sinnlich ihre Eigenschaften er=

kennen, und bildet sich dieselbe unter menschlicher, thierischer oder sonst abentheuerlicher Gestalt, in Beziehung auf die Eigenschaften, die er sich in seiner Gottheit denkt. Gern mögt' er immer etwas in seiner Nähe, ihm eigenthümliches haben, worauf er sein Vertrauen setzen könnte: so entstanden die Teraphim, die Penaten, die Laren, die Fetische.

Es scheint mir sehr merkwürdig zu seyn, daß wir, je weiter wir dem Ursprunge des Menschengeschlechts uns nähern, die Urreligion desselben bei weiten weniger entstellt finden, als in der Folgezeit, so sehr auch diese Religion bloße Religion des sinnlichen Gefühles war. Adam, Abel, Seth, Noah und die ersten Stammväter des Menschengeschlechts kennen nur einen Gott, ihren Schöpfer und den Schöpfer und Herrn des Himmels und der Erde, und verwechseln den Schöpfer noch nicht mit dem Geschöpfe. Vielgötterei und Abgötterei ist also als eine spätere Wirkung der Ausartung des Menschengeschlechts und der durch das

Uebergewicht der Sinnlichkeit unterdrückten geistigen Kräfte zu betrachten, wenn wir uns den ersten Menschen ganz unverdorben und in der schönsten Harmonie aller Kräfte des Leibes und der Seele geschaffen, denken müssen.

Patriarchalische Religion.

Bei den Semitischen Nachkommen erhielt sich diese paradiesische Urreligion noch in ihrer reinsten Gestalt und ursprünglichen Einfalt. Abraham, Isaak und Jakob erkannten und verehrten nur einen Gott, als den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde, und als ein ihnen wohlwollendes Wesen. Sie verehrten dasselbe mit innigster Herzlichkeit und mit dem dankbarsten und kindlichsten Vertrauen, hatten ihn, bei allem was sie thaten, vor Augen, überzeugt, daß ihm nur das Gute gefalle, und daß er alles Böse, was sie für Sünde hielten, strafen werde. Sie beteten mit Inbrunst zu diesem Gotte,

und suchten sich, in der Einfalt ihres Herzens seiner Gnade durch Gaben und Geschenke zu versichern. Ihre glühende Phantasie versetzte sie immer in die Nähe dieses Gottes. In allen Naturerscheinungen war er ihnen gegenwärtig. Sie sahen ihn in den Blitzen, hörten seine Stimme in dem Donner, in dem Rauschen des Regens, im Sturm und im Säuseln der Weste. Jeder unbekannte freundliche Gastfreund war ihnen ein Engel des Herrn (1. Mos. 18, 1.) und so lebten sie gleichsam in der innigsten Vertraulichkeit mit Gott. Gott sehen sie im Traume; er redet, sie antworten. „Die älteste Welt," sagt Eichhorn Einl. in d. A. T. III. S. 144, „leitete alle Wirkungen unmittelbar von der Gottheit ab. Späterhin läßt sie die Gottheit nach einer gewissen Schicklichkeit handeln, und hält es für unstatthaft, sie bei jeder Kleinigkeit in Wirkung zu setzen. Sie läßt höhere Geister in Wirkung treten, und im Namen und auf Befehl der Gottheit wirken. Ohne Engel kann die Art von Symbolik, die in Gesichte

und Träume kleidet, nicht bestehen." So kam die Geschichte Abrahams mit Theophanien durchwebt, auf seine Nachkommen durch Sage, und mit dieser Geschichte zugleich seine Ehrfurcht, sein Gehorsam und sein herzliches, kindliches Vertrauen zu Gott, in welcher Hinsicht Abrahams Religion in den Augen Jesu und seiner Apostel einen hohen Werth hat, indem sie an ihr den Charakter finden, den jede wahre Religion des Herzens und der Empfindung haben muß.

Ausartung der Urreligion.

Diese einfache, auf den Glauben an einen Gott gebaute Urreligion, die sich in dem Semitischen Stamm als Nationalreligion durch mündliche Ueberlieferung von Vater auf Sohn erhielt, war gleichwol noch keine reine Vernunftreligion. Zur Bildung einer reinen, von allem Sinnlichen abgesonderten Vorstellung von der Gottheit, als dem absoluten und dem

höchsten Gute, und eines aus diesem Begriffe abgeleiteten Princips reiner Sittlichkeit, gehört schon ein hoher Grad des Abstractionsvermögens, der in diesem Kinderalter der Menschheit nicht zu erwarten war, und Jahrtausende gehörten dazu, die langsam sich entwickelnde Vernunft bis zu dieser Blüthe zu bringen. Je mehr die Menschen sich vermehrten; je mehr bei dieser Vermehrung die Bedürfnisse sich häuften; je mehr in dem gesellschaftlichen Leben sich sinnliche Neigungen und Triebe entwickelten; und je mehr die einzelnen Familien zu Völkern wurden, die sich von einander trennten, und ihr eigenes Interesse wahrzunehmen suchten: um desto weniger ließen sie auch der Vernunft Zeit, sich auszubilden; um desto entfernter und fremder wurden ihnen außersinnliche Gegenstände. Das sinnliche Bedürfniß erstickte allen Trieb weiter zu denken, als Selbsterhaltung, Bequemlichkeit, Sicherheit und Vergnügen des Lebens es nöthig machten. Daher die sonderbare Erscheinung, daß Völker, z. B. die Aegyptier

und Phönizier, in dem Grade in die abergläubigste Abgötterei versanken, in welchen sie in den Künsten des Lebens sich zu heben bemühten, und daß gerade unter nomadischen Völkern, wie die Abrahamiden waren, die in allen Künsten und Wissenschaften zurückblieben, sich die reine Vorstellung des einen Gottes noch leichter erhalten konnte.

Bei den Gefühlen des Guten, das die Natur gewährt, so wie be den Gefühlen der Uebel, bildete sich früh in der Kinderwelt der Menschheit die Vorstellung von einem guten und einem bösen Gotte, einem Satan, dem beständigen Widersacher jenes guten Gottes; und bei dem sehr mannigfaltigen Guten, und eben so mannigfaltigen Bösen in der Welt, so wie bei den so mannigfaltigen Gegenständen des Staunens und des Unbegreiflichen, konnte eine nicht durch Vernunft geregelte Phantasie leicht dahin gebracht werden, sich so viele Götter zu schaffen, als die Menschen in der Natur Gegenstände der

Freude, der Furcht oder der Bewunderung fanden.

Erhielt sich nun freilich das Abrahamidische Hirtenvolk (denn Abraham war nichts mehr als der Stammfürst einer nomadischen Horde) rein von der groben Abgötterei, in welche schon andere gleichzeitige Völkerschaften, Aegyptier, Phönizier, Chaldäer u. a. versunken waren; so finden wir gleichwol doch in seiner Familie die Teraphim, eine Art von Fetschen, 1. Mos. 31, 19. und außerdem finden wir bei diesem nomadischen Hirtenvolke, was sich noch jetzt bei allen Völkern bestätiget, die Künste und Wissenschaften nicht achten, daß sie auch in der sittlichen Aufklärung zurückbleiben. Und daß dieses der Fall bei den Abrahamiden war, ist gar nicht zu leugnen. Welch' ein Beweis sittlicher Rohheit in dem Betragen der Söhne Jacobs gegen Joseph; anderer Sitten und Gewohnheiten, der Sklaverei, der Blutrache, Vielweiberei u. s. w. nicht zu gedenken, die mit unsern Begriffen von Religion und Sitten unvereinbar sind.

Einen großen Nachtheil für die Religion der Abrahamiden oder Israeliten hatte die Vorstellung vom Jehovah als ihren gewissermaßen eigenthümlichen Stamm- oder Nationalgotte, dem Gotte Abrahams, Isaaks und Jacobs. Durch diese Vorstellung wurde früh ein gewisser Indifferentismus in Ansehung der Nationalgötter anderer Völker erzeugt, der die sonst unbegreifliche Leichtigkeit erklärt, mit welcher die Israeliten zu dem abscheulichsten Götzendienste verleitet werden konnten, wenn sie etwa, wie 2. Mos. 32., mit ihrem Jehovah nicht zufrieden waren. Und so war es auch nicht zu verwundern, wie nach der Trennung des Israelitischen und Jüdischen Reichs, die Könige des ersten die Religion des Jehovah ganz verleugnen und andere Götter einführen konnten, um das Band des Nationalgottesdienstes, das sie bisher mit den Stämmen Benjamin und Juda vereinigt hatte, gänzlich aufzulösen. So lange dieser Begriff von Nationalgott oder Stammreligion der herrschende war, war an keinen höhern und

würdigern Begriff von Gott als Herrn und Vater aller Menschen, an keine allgemeine Menschenreligion zu denken, die alle Menschen zu einerlei Glauben, einerlei Pflichten und einerlei Hoffnung vereinigte. Nach dem Exil verlor sich nun zwar die Empfänglichkeit für die Annahme fremder Nationalgötter; dafür artete aber auch ihr Eifer für den Jehovah in die unleidlichste Intoleranz, und bei der Unfähigkeit, sich zu einer Vernunftreligion zu erheben, ihr Gottesdienst in einen bloß sinnlichen Cärimoniendienst, in eine sklavische und verderbliche Werkheiligkeit aus.

Moses und das Judenthum.

So lange ein Volk ein Nomadenvolk ist, eignet es sich zu keiner bürgerlichen Verfassung, zu keinem Staate, und bleibt auf einer sehr niedern Stufe intellectueller und moralischer Bildung. Die Familie Jacobs war in Aegypten, wohin sie durch die auffallendste Fügung der göttlichen Fürsehung

gekommen war, zu einer ungeheuren Volksmasse angewachsen, die, den Sitten ihrer Väter treu, hier als Hirten lebten, und von einem Weideplatze zu dem andern herumzogen. Eine solche von den Aegyptiern in allem, Religion, Lebensart und Sitten, durchaus unterschiedene Volksmasse, mußte der Regierung natürlich sehr bedenklich werden. Ein harter, barbarischer Druck, und ein unmenschliches Mittel, ihre Vermehrung zu hindern, waren die Maaßregeln, sich gegen den zu befürchtenden Gebrauch der großen Kräfte dieser nomadischen Horden zu sichern. Wie der neugeborne Moses dem Mordschwerdte seiner Henker entzogen wurde, wie ihn eine Prinzessin des ägyptischen Hofes, Thermuthis nennt sie Josephus, in dem Schilfe des Nils versteckt fand, ihn von einer hebräischen Amme, in der er seine Mutter wiederfindet, säugen, dann ihn als ihren Sohn in allen Künsten und Wissenschaften der Aegyptier (Ap. Gesch. 7, 22.) erziehen läßt, ist aus 2. Mos. 2. bekannt. Wer muß nicht hier erstaunen über die

sonderbaren Wege der göttlichen Vorsehung, durch welche es möglich wurde, daß unter diesem sklavischen Nomadenvolke ein Mann hervortreten konnte, der an Einsicht und Kenntniß alle übertraf, selbst, der jüdischen Sage nach (Josephus Aut. jud. II, 19) sich als Anführer eines ägyptischen Korps gegen Aethiopien, militärische Erfahrungen erworben hatte, um das für seine Nation werden zu können, was er ihr wirklich ward, der Retter, der Gesetzgeber, der Bildner seiner Nation. Jesum ausgenommen, kenne ich keinen größern Mann in der ganzen heiligen und Profangeschichte, als Mosen. Alle gepriesene Gesetzgeber des Alterthums, Chorondas, Lykurgus, Solon, und wie sie weiter heißen, sind nur kleine Lichter gegen ihn. Man denke nur, was es sagen will, sich bei einer so großen und so rohen Menschenmasse Gehorsam zu verschaffen, was es sagen will, ein feiges, unthätiges Hirtenvolk in eine fleißige, Ackerbau und Künste liebende und tapfere Nation umzuschaffen.

Das Hauptmittel, dessen sich Moses dazu bediente, war die Vorstellung einer Theokratie, einer unmittelbaren Gottesregierung. Der einige Gott, sprach er, der Gott eurer Väter, ist auch euer alleiniger Oberherr, euer unsichtbarer König. Er will euch wohl. Mich hat er beauftragt, euer Retter zu seyn, wenn ihr mich als den Dollmetscher seines Willens anerkennen, und mir Folgsamkeit und Gehorsam versprechen wollt. Je mehr nun dieser Rettungsplan den Wünschen des so hart bedrückten Volkes entsprechen mußte; je mehr sich Moses theils durch die Ermordung des ägyptischen Frohnvoigts als einen muthigen Vertheidiger der gedrückten Unschuld bewährt, und sich außerdem durch überwiegende Talente und Kenntnisse als einen Mann gezeigt hatte, der es wohl verdiene, an ihrer Spitze zu stehen; je stolzer sie darauf waren, daß ihre Ahnherrn keine Sklaven eines fremden Fürsten gewesen waren, und nur die Gesetze ihres Jehovah anerkannt hatten, um desto erwünschter mußte ihnen die Versicherung

Mose seyn, daß er der Stellvertreter und das Orakel dieses unsichtbaren Jehovah sey, und diese Versicherung mußte ihnen um desto glaublicher werden, je heiliger ihnen die Sagen von dem vertrautern Umgange ihrer Stammväter mit ihrem Jehovah waren.

Diese Theokratie wurde die Basis des Judenthums. Auf ihr beruhete das Ansehn Moses, der Propheten, der Anführer, Helden und späterhin der Könige als Nachfolger Mose, und sichtbarer Sprecher und Stellvertreter Gottes; auf ihr die Würde des Tempels, als der Residenz des unsichtbaren Jehovah, die Würde der Priester als seiner Diener, das Ansehn der mosaischen und prophetischen Schriften, als Offenbarungen Gottes, und das gleiche Ansehn aller bürgerlichen, policeilichen und anderweitigen veränderlichen Staatsgesetze mit den unveränderlichen Sittengesetzen, in so fern sie beide als von dem einem höchsten Gesetzgeber Jehovah ausgegangen betrachtet wurden.

Diese Theokratie würde nun selbst als

Täuschung, aber als nothwendige Täuschung, ohne welche Mose mit seinem rohen und halsstarrigen Volke nie hätte zum Zweck kommen können, seiner Politik Ehre machen. Aber ganz Täuschung war sie wirklich nicht. Es war der Denkungsart des ganzen Alterthums gemäß, alle wichtigen Begebenheiten, mit Weglassung aller Mittelursachen auf die Gottheit, als die erste und nächste Ursach, zurückzuführen. Dieses ist die Sprache des ganzen A. und N. T. Und warum sollte denn ein so frommer Mann, bekannt mit so vielen nicht bezweifelten Sagen von dem vertrauten Umgange seiner Stammväter mit ihrem Jehovah, der selbst die Gegenwart desselben im feurigen Busche, in der Wolken- und Feuersäule in allem Ernste erkannte, bei dem innern unwiderstehlichen Drange, sein Volk nicht nur zu erretten, sondern auch zu beglücken, sich nicht selbst als einen von Gott dazu Berufenen betrachtet haben, und überzeugt gewesen seyn, daß er in der That das, was er für diesen großen Zweck that, im Namen, d. i. in

Beziehung auf Gott und Gottes Beifall thue?

Wenn nun in Hinsicht auf diese Theokratie alles, was Moses und die nachfolgenden Befehlshaber, Führer und Propheten des Volks redeten und thaten, im Namen des Jehovah geredet und gethan ward: so kann man sich's leicht erklären, wie Manches unter diese Rubrik kommen konnte, was Moses offenbar, wie die Einrichtung der Priester- und Gelehrtenkasten, der aegyptischen Staatseinrichtung entlehnt hatte; Manche nach unsern Sitten unstatthafte Gewohnheiten des Hirtenlebens, die Sklaverei, der Menschenhandel, die Vielweiberei, die Leviratsehe (1. Mos. 35), mancher Ausbruch wilder Rohheit sogar, wie die Barbareien gegen die gefangenen Könige im B. der Richter, unter den von Jehovah befohlnen oder wenigstens gestatteten Dingen vorkommen konnten.

So lange daher noch der Jude an dem Buchstaben seiner Thorah, und ihrer Erklärung in dem Talmud hängt: so

schließt er ganz consequent, daß er keins dieser Gebote übertreten dürfe, ohne sich schwer an Jehovah zu versündigen, und Jesus mußte ihnen allerdings als ein Ketzer erscheinen, wenn er sie von den lästigen Kirchen- und Policeigesetzen nach der rabbinischen Auslegung und den pharisäischen Uebertreibungen frei sprach, und mehr auf die Ausübung des Sittengesetzes drang, das, mit jenen verschmolzen, über diesen beinahe ganz vergessen wurde.

Hätte der redliche Jude, deren es immer noch einen und den andern geben mag, diesen Begriff von der mosaischen Theokratie, und wüßte nach demselben die mosaischen Gesetze gehörig zu würdigen: so würde er, zumal jetzt, in der Zerstreuung, da ein großer Theil derselben von selbst wegfällt, um desto weniger Bedenken tragen, ein Christ zu werden, wenn besonders die Christen ihnen mehr den Bibelglauben als ihren Kirchenglauben zu empfehlen suchten.

Die Propheten.

Eine wichtige Stütze der mosaischen Constitution waren die **Propheten**, weise, erfahrene Männer, welche die Nation als Sprecher der Gottheit, untrügliche Rathgeber in ihren Angelegenheiten, und Lehrer der Zukunft zu betrachten haben, sie in dieser Würde anerkennen und achten, und ihren Belehrungen, als unmittelbaren Anweisungen der Gottheit, sich unbedingt unterwerfen sollte.

Jedes rohe Volk, das nur nicht mehr thierartig bloß für die Gegenwart lebt, und um die Zukunft ganz unbekümmert ist, wird sehr bald geneigt werden, in alten Personen, die viel erfahren haben, oder auch in solchen Personen, die sich durch seltenere Einsichten und Kenntnisse auszeichnen, Lehrer der Zukunft aufzusuchen, und sich ihrer Führung um desto lieber zu überlassen, je mehr diese durch Benutzung der Einfalt und des Aberglaubens, und des allen rohen Völkern so natürlichen Hanges zum Wunderbaren sich

in Ansehn zu versetzen wissen. Dieses ist (nach Eichhorn Einl. in d. A. T. III. 1. ff.) der natürliche Ursprung der in dem grauen Alterthume sich verlierenden Orakel und Göttersprüche, politischer Hülfsmittel, wodurch die Klügern unter einem rohen Volke den großen Haufen zu ihren Absichten zu leiten wußten. So entstanden Zauberer, Wahrsager, Zeichendeuter, die mit Gaukeleien Krankheiten zu heilen vorgaben, Propheten, die im Namen der sie begeisternden Gottheit, wie Bileam 4. Mos. 22, Segen und Fluch aussprachen, oder künftige Begebenheiten weissagten, und denen sie um Rath fragenden, in Ansehung der Zukunft, Verhaltungsregeln ertheilten. Wie groß der Glaube an Wahrsager und Zeichendeuter unter den mosaischen Horden war, siehet man aus 5. Mos. 13, und selbst noch zu Christus Zeiten gab's Teufelsbeschwörer und Wunderärzte.

Moses führte also durch die Anerkennung der Propheten gar nichts Neues ein. Er fand diese Einrichtung schon in Aegyp-

ten, wo die Propheten eine besondere Priesterklasse ausmachten. Moses begünstigte durch die Duldung der Propheten eine Gewohnheit, welche der damaligen Zeit heilig war; auf der andern Seite suchte er diese Gewohnheit dadurch unschädlich zu machen, daß er Charaktere der wahren Propheten feststellte, und dadurch hinderte, daß nicht jeder Phantast und Betrüger sich zu einem Demagogen des Volks aufwerfen durfte, 5. Mos. 13. Wer, als ein Anhänger des einigen Gottes, sich als einen Feind aller Abgötterei bewies, einen feurigen Enthusiasmus zeigte, das Volk vor allen Versündigungen zu warnen, und zur pünktlichen Beobachtung aller ihm im Namen Gottes ertheilten Gesetze aufzumuntern; wer die Gabe hatte, dieses in einer kräftigen, rührenden und herzerhebenden Sprache zu thun, und sich dadurch sowol, als durch die Fertigkeit in der damals noch so seltenen Schreibkunst zu dem Range eines Gelehrten und Weisen erhoben hatte, der konnte ein Prophet seyn, dem sollten sie

folgen, wenn er im Namen Gottes zu ihnen reden würde, zumal wenn er die Strenge seiner sittlichen und religiösen Forderungen durch sein eigenes Leben, wie Elias, und späterhin Johannes, bewähren würde. Dieser ungemein weisen Einrichtung des Moses dankten die Israeliten in der Folge die von Samuel angeordneten Prophetenschulen, in welchen die Söhne der Priester in der Geschichte ihrer Nation, in der Schreibkunst, in der Kunst eines feurigen, lebhaften Vortrags, so wie in der Musik und Poesie, mildere Sitten und sanftere Empfindungen zu wecken, unterrichtet und geübt, und besonders mit der Verfassung und Lage ihres Staats bekannt gemacht wurden, um zu jeder Zeit, auch unaufgefordert und unvorbereitet, mit einem weisen Rathe auftreten, oder sich unweisen Maaßregeln der Regenten widersetzen zu können. Sie waren daher der Nation und ihren Regenten so unentbehrlich wie die Mönche im 10. u. s. w. Jahrhunderte den unwissenden Großen ihrer Zeit. Die Würde ihres Stan-

des gab ihnen dabei eine Art von Unverletzbarkeit. Moses selbst ist 5. Mos. 27. ff. der Lehrer, und das erste Muster aller Propheten.

Die Aufsätze der Propheten, die wir noch jetzt übrig haben, sind weder eigentliche Orakel, noch eigentliche Weissagungen. Nicht Orakel, in so fern sie dazu erst eine außerordentliche Eingebung der sie begeisternden Gottheit hätten erwarten müssen. Die Sache selbst, Glück oder Unglück des Staates begeisterte sie, und wo, bei einem gebildeten Redner voll lebhafter Phantasie, das Herz voll ist, da geht, wie der Erlöser sagt, auch leicht der Mund in schöner Rede über. Keine eigentliche Weissagungen, als Begebenheiten, deren Erfolge nicht aus einer gegenwärtigen, als ihren nähern oder entferntern Grunde gefolgert werden konnten. Andeutungen geahneter Wirkungen, des Verfalls, der Verstoßung der Nation bei ihrer Ungebundenheit und Sorglosigkeit im Glück, oder bei ihrem Abfall von Jehovah; Wiederherstellung

ihres glücklichern Zustandes bei einer bußfertigen Rückkehr zu demselben, das ist das Thema aller Propheten, der beständige Nachhall des Mosaischen Fluches und Segens. Ein religiöses Volk ist klug, ist tapfer und gerecht. Es erhält seine Kräfte, und versteht sie zu benutzen. Ein irreligiöses Volk erliegt am Ende immer der Schwäche, worin es sich durch seine Laster stürzt. Bekannter mit der Geschichte ihrer und der benachbarten Nationen waren die Propheten von diesem unveränderlichem Gange der Weltbegebenheiten vollkommen überzeugt. Daher die Zuversicht, mit der sie reden, immer jedoch nur im Allgemeinen, nie mit einer bestimmten Hinweisung auf eine einzelne Begebenheit in ihrem ganzen Detail. Der große Geist der Zeit, sagt Herder, der alles umfaßt und ordnet, entwickelt in der Folge solche durch zeitmäßige und locale Umstände veranlaßte Blicke in die Zukunft höher und weiter, und führt einen Sinn hervor, an den der Weissager nur wie im Traume dachte.

Der Messias.

Die Propheten, deren Volksreden wir noch übrig haben, lebten zu den Zeiten, wo der jüdische Staat sich bereits in einer solchen Ohnmacht befand, die seinen völligen Untergang zur Folge hatte, kurz vor dem babylonischen Exil, einige während desselben, andere nach demselben. Was war natürlicher, als daß sich das gedemüthigte Volk hauptsächlich an diejenigen Aussprüche der Propheten hielt, die ihm eine glücklichere Zukunft, und während des Exils, eine Rückkehr in ihr Vaterland, und nach Daniel 7. ein Reich der Heiligen verhießen. Das nach dem Untergange der 4 großen Weltmonarchien des assyrischen, babylonischen, persischen und griechischen, entstehen und in dem glücklichsten Flor ewig dauern werde. Daß sie das Volk der Heiligen seyn würden, daran zweifelten die Juden nicht. Es würde ihnen Gott, dachten sie, einen Messias, einen neuen theokratischen König senden, der ihren Staat zu den glänzendsten auf

Erden erheben, und eben dadurch die abgöttischen Völker bewegen würde, sich zu ihrer Religion zu bekennen, und sich mit ihnen zu verbrüdern. Jes. 11, 1. ff. 60, 1. ff. Die Erwartung dieses Reiches wurde um desto gespannter, da sie unter den Makkabäern das griechisch-macedonische Joch abgeworfen hatten, und wieder, wiewol nur kurze Zeit, eine selbstständige Nation geworden waren. Jetzt suchten sie nun alle Stellen der Propheten auf, die einigermaßen von diesem zu erwartenden Messias zu deuten waren, um daraus Merkmale abzuleiten, woran sie den Messias bei seiner Ankunft sicher erkennen würden, wobei denn ihre Phantasie natürlich sehr geschäftig war. Daß er von einer Jungfrau aus dem Stamme Juda, vom Geschlechte Davids, in der Stadt Bethlehem geboren werden, ein großer Wunderthäter seyn, vor seiner Erscheinung Elias und andere große Propheten wieder aufstehen, daß er viel Widerstand finden, sterben, aber im Grabe nicht verwesen, dann das Reich der Heiligen durch Aufer-

weckung der Todten, und ein feierliches Weltgericht beginnen werde, worin nur Juden, und nur die frommen Juden zur Theilnahme an diesem neuen Freudenreiche auserlesen, die andern nebst dem Satan ewig zum Hades verdammt werden würden; dieses alles fanden die jüdischen Schriftgelehrten in ihren heiligen Büchern, und daraus entwickelte sich nun auch ihre Vorstellung von der Beschaffenheit des Reichs der Heiligen, nach einem weltlichen und einem geistigern Merkmale. Das erste, und bei weitem den meisten Juden wichtigste, war, Errettung von der Herrschaft heidnischer Oberherrn, und ungestörter glückseliger Besitz von Palästina. So in dem Lobgesange des Zacharias und selbst der Maria, Luc. 1, 51. 52. 72. 74. Das zweite war Bildung eines bessern, tugendhaftern, religiösern Menschengeschlechts. So Symeon, Luc. 2, 31. 32.

Christus.

Dieses letzte Merkmal war es, was Jesus auffaßte, um sich als den verheiße=

nen Stifter das Reichs der Heiligen, des Gottesreiches, oder des Himmelreichs, d. i. des Himmels auf Erden, geltend zu machen, und war irgend eine Zeit, wo so viele Umstände sich ereigneten, einen solchen, so ins Weite greifenden, so unmöglich scheinenden Plan, eine allgemeine, ich will nicht sagen philosophischere, sondern moralischere Anbetung Gottes in Geist und Wahrheit befördernde Religion einzuführen, wodurch alles Unterschiedes der Nationen, Staaten und Staatsverfassungen ungeachtet, die ganze Menschheit durch einen Glauben, eine Liebe, eine Hoffnung zu einem großen Gottesreiche auf Erden vereinigt werden könnte, so war es die Zeit der Erscheinung Jesu auf Erden. Das Christenthum ist das größte historische Wunder, das die Welt kennt. Mit Waffengewalt den Erdkreis zu erobern, das konnte den kühnen Wüthrichen Alexander und Napoleon einfallen; aber ein solcher Plan: wo war der in eines Menschen Herz gekommen: wie tief steht Moses, bei aller seiner unleugbaren Größe, unter Je-

sus. Zwölf rohe, unwissende und gedrückte Nomadenhorden lassen sich leicht bereden, eine ihnen glücklichere Tage versprechende Verfassung anzunehmen, als sich eine Welt voll lasterhafter Heiden und abergläubig starrsinniger Juden zu denkenden und sittlich guten Menschen umbilden lässet.

Geburt Christi.

Bei der großen Erwartung dieses Reichs der Heiligen, und bei dem erhabenen Bilde, das man sich von dem Stifter desselben entwarf, konnte für eine Judenfamilie wol kein höherer Vorzug, kein größeres Glück gedacht werden, als das Stammhaus dieses Messias zu seyn. In der Familie Jesu schienen sich mehrere Umstände zu vereinigen, die zu dieser Hoffnung berechtigten. Joseph und Maria waren aus Davids Familie, vielleicht die einzigen, von denen dieses diplomatisch erweislich war. Besonders schien

diese Hoffnung in der Seele der Maria durch das Glück belebt zu werden, das dem Priester Zacharias durch die längst gewünschte Geburt eines Sohns wiederfahren war, der ihm im Traume, oder in einer Vision, als der Vorläufer des Messias verheißen war, Luc. 1, 13 ff. und den er in dieser Absicht, gleich von der Geburt an, dem Nasierat weihete, um dereinst als ein Prophet und Verkünder des Reiches Gottes unter seiner Nation auftreten zu können, die höchste Würde, worauf derselbe, als eines Priesters Sohn aus dem Stamme Levi, Anspruch machen konnte. Würde nun Maria, noch vor ihrer gesetzlichen Verbindung mit Joseph, schwanger: so müsse dieses allerdings das Signal einer heiligen Veranstaltung Gottes zu diesem großen Zwecke seyn. Und aus diesem Gesichtspunkte scheint die fromme Maria, vielleicht nach einer Botschaft von Elisabeth, Luc. 1, 36 — 38. die Sache selbst betrachtet zu haben. Alles erfolgte, wie man gehofft und gewünscht hatte; und da nun Maria selbst nach

Bethlehem zu reisen genöthigt war, und hier wirklich mit einem Sohne niederkam: so bedurfte es keines Beweises mehr, daß dieses Kind nicht der verheißene Retter des Hauses Israel werden würde. Nunmehro konnte dieser bisher nur als Familienwunsch in der Seele Josephs und der Maria geheim verschlossene Gedanke nicht länger verschwiegen bleiben; sondern brach in lautem Dankgebete zu dem Jehovah aus, daß in diesem Kinde der Herr in der Stadt David geboren sey. Man weiß, wie geschäftig die Phantasie zu seyn pflegt, wenn große Plane, und darauf gegründete Hoffnungen eines Menschen Seele beschäftigen, und wie leicht große Ereignisse, wenn sie vom Munde zu Munde gehen, besonders unter einem, an vorbedeutende Träume, Wunderkräfte, Engelerscheinungen u. dgl. glaubenden, unphilosophischen, phantasiereichen Volke, zur Poesie, und einfache Geschichten zu Mythen werden. So entstanden die beiden Erzahlungen Luc. 1. und 2., die der Evangelist so ehrlich wiedergiebt, wie er sie durch mündliche

oder schriftliche Nachrichten überkommen hatte. Wer Bedenken trägt, sich diese Geschichten auf die gedachte Art zu entwickeln, dem bleibt nichts übrig, als sie buchstäblich zu nehmen, wie sie da stehn, und der Kirchenglaube es befiehlt, und hier seine Vernunft gefangen zu nehmen unter den Gehorsam des Glaubens, selbst an offenbar in diese Geschichten eingemischte ganz jüdische Vorstellungen, und es sich dabey zum Verbrechen zu machen, weiter über die Sache nachzudenken, um sich nicht selbst in unauflösliche Schwierigkeiten zu verwickeln.

Jesus wurde höchst wahrscheinlich frühzeitig im väterlichen Hause mit den großen von seiner Familie auf ihn gesetzten Hoffnungen bekannt gemacht, und so auch mit dem Geheimniß, daß ein höherer als bloß menschlicher Geist über seiner Erzeugung gewaltet, und daß er einem sehr heiligen Zwecke sein Daseyn zu danken habe. Ich schließe das theils aus dem, was Lu. 2, 49. von ihm erzählt; theils aus den mehrmaligen Anspielungen Jesu selbst auf

seine höhere Abkunft, und auf seine vertrautere Bekanntschaft mit der Gottheit, z. B. Joh. 10, 36. 17, 20—24. 14, 7—9. 5, 23. u. a. Sein großer, sich früh entwickelnder Geist faßte diese Idee in ihrer ganzen Größe auf, und überschaute bald, auf welche Art, und in welchem Sinne ihre Ausführung allein nur möglich sey. Da schwand denn sogleich die kleinliche Idee eines irdischen Regenten gegen die weit höhere des Stifters eines allgemeinen, auf Gottseligkeit und Tugend gegründeten Gottesreiches. Und schränkt' er seinen Plan, wie es wahrscheinlich ist, anfangs nur auf seine Nation ein: so war es ihm doch einleuchtend genung, daß sie zuvörderst aufgeklärter, gesitteter und vernünftiger religiös werden mußte, um auch äußerlich in glücklichere Verhältnisse zu kommen. So bereitete Johannes durch Bußpredigten auf das Reich des Messias vor, und zeigte, voll von seinem eignen Berufe, als eines göttlichen, der mit dem großen Plane Jesu auf das genaueste verbunden sey, was die Nation von diesem

seinen erleuchtetern Nachfolger zu erwarten habe. Ach, warum fand sich nicht ein Suetonius oder ein Plutarch, der uns eine vollständige Lebensgeschichte dieser beiden großen Männer geliefert hätte! Warum liegt die frühere Bildungsgeschichte derselben in einem nie zu erhellenden Dunkel? Doch die Vorsehung thut keine Wunder. Aus einer Nation, wie die Juden zu Jesu Zeiten waren, konnte kein Suetonius und kein Plutarch hervorgehn, und Jesus selbst sollte kein Gegenstand gelehrter psychologischer Forschungen werden, sondern der menschliche Geist allein auf die Prüfung seiner Lehren und Grundsätze gerichtet seyn. Die Würde Jesu sollte nicht aus seinen äußern Verhältnissen, sondern aus der Wahrheit und Würde seiner Lehre erkannt werden, und wer diese erkannt hat, dem wird auch die Person Jesu ein Gegenstand der heiligsten Ehrfurcht seyn, und wenn er noch weniger von seiner Geschichte wüßte, als er weiß und wissen kann.

Offenbar sind in dem Lobgesange des Za-

charias sowol als der Maria, die auf den Messias gesetzten Hoffnungen mehr irdischer als geistiger Art. Daher scheint auch Jesus selbst in der Folge diesen Erwartungen seiner Familie, in der Art, wie er sich als Messias benahm, weniger entsprochen zu haben, Joh. 7, 5. Ja daß selbst ein Johannes im Gefängniß, Matth. 11, 2., an ihm irre werden konnte, läßt sich sehr leicht erklären. Jesus verfolgte seinen eigenen höhern Plan, ging seinen eignen Gang. Sein Reich war nicht von dieser Welt.

Wunder Jesu.

Es ist durchaus nicht zu leugnen, daß Jesus Thaten gethan hat, die von seinen Zeitgenossen als Wunderthaten betrachtet wurden; nicht zu leugnen, daß die Apostel diejenigen Thaten, die sie, als seine messianische Sendung beglaubigend, erzählen, als solche Thaten darstellen, wozu bloß menschliche natürliche Kräfte nicht hinreichen, sondern die nur durch außeror-

dentliche Beihülfe der Allmacht verrichtet werden konnten.

Wir haben gar nicht nöthig, hier erst weitläuftig über den Begriff eines Wunders zu philosophiren, da, wenn jemals Wunder in der Welt gewesen sind, diese eben so wol, von Ewigkeit her, bestimmte Glieder in der großen Kette der Weltordnung seyn müssen, als jede andere nach den Gesetzen der Natur sich ereignende Begebenheit. Die Frage ist ferner nicht: waren die Thaten Jesu wirkliche, durch Gottes Allmacht verrichtete Wunder? sondern: konnten die Jünger Jesu dieses wissen, dieses richtig beurtheilen? Wurden sie dabey nicht selbst von dem allgemein verbreiteten unkritischen und leichtgläubigen Wundergeiste ihrer Zeit geblendet und verleitet? Haben sie nicht in ihren Erzählungen, da es ihnen nicht einfiel, daß Jemand in der Folgezeit Zweifel dagegen erregen könnte, Nebenumstände weggelassen, die zur Aufklärung der Handlungsweise Jesu dienen konnten? z. B. später erfolgte Heilungen Kranker, als plötzliche

Erfolge der Kur; Heilungen durch Hülfe der Mittel, (deren sie sich doch selbst, nach Marc. 6, 13., als Lehrlinge Jesu bedienten,) als Wirkungen eines bloßen Wortes dargestellt?

Auch so viel ist wol gewiß, daß sich viele dieser Thaten Jesu, nach der Ansicht, welche die Apostel davon geben, ohne großen Zwang nicht natürlich erklären lassen. Was ist aber auch daran gelegen, daß wir dieses nicht können? Wir bedürfen der Wunder Jesu zum Beweise der Wahrheit seiner Lehre gar nicht, und würden sie dazu auch nicht brauchen können, theils, weil wir nicht Augenzeugen waren, theils, weil selbst für den Augenzeugen der Beweis, daß etwas ein Wunder sey, sehr schwer, und fast unmöglich ist. Gesetzt nun aber, alle diese als Wunder dargestellten Thaten Jesu ließen sich natürlich aus den Kenntnissen und den Mitteln erklären, die Jesu so ausschließend unter seinen Zeitgenossen zu Gebote standen: so entstehet hierbei wieder die ganz unerklärbare Frage: wie kam Jesus zu diesen

Kenntnissen und zu diesen Mitteln, deren Wirkungen seine Jünger und Zeitgenossen für Wunder hielten? eine Frage, die sich nur aus bestimmten Nachrichten von seiner jugendlichen Bildung, und von seinen Beschäftigungen bis zum 30sten Jahre erklären ließe, wovon wir aber gar nichts wissen.

Wer an Wunder glaubt, der sieht auch leicht Wunder, so wie der Abergläubige leicht Gespenster sieht. Nichts ist gewisser, als daß ein jedes Zeitalter, je unphilosophischer es ist, und je weniger es Kenntniß der Natur und ihrer Kräfte hat, auch um desto wundersüchtiger zu seyn pflegt. Diese Wundersucht schuf bei den Heiden die Orakel, die Prodigien, die Wahrsagereien, Zeichendeutereien u. s. w. Die älteren Juden sahen in jeder Naturerscheinung das praesens numen, den wirkenden Jehovah. 1. Kön. 19, 11. 12. Nach der Rückkehr aus Chaldäa waren ihnen überall Engel oder Teufel wirksam. Von Selbstthätigkeit des menschlichen Geistes hatte die unpsychologische Welt gar

keinen Begriff. Gute und böse Gedanken entstanden ihnen nicht im Innern der Seele, sondern flossen von außen in die Seele hinein, jene als Wirkungen guter, diese als Wirkungen böser Geister. Was bei einer auffallenden Naturerscheinung, einem Donner z. B. J. 12, 29., man empfand und dachte, das war die Stimme der Gottheit, die warnende oder ermunternde Bath Kol. Konnte Jesus diese allgemein herrschenden Vorstellungen auf einmal berichtigen? Und wenn er es gekonnt hätte: würde dieses seine höhern Zwecke befördert haben? Wollte Jesus seine Zeitgenossen zu Philosophen, oder zuvörderst nur zu guten Menschen bilden, welches sie seyn konnten, ohne Philosophen zu seyn? So wenig, wie es dem Moses möglich war, mit einem Male jede alte barbarische Sitte des Nomadenlebens durch seine Gesetzgebung auszurotten, und jemehr er dadurch selbst für seinen Zweck verdorben haben würde: so wenig durfte Jesus sich bei seinem Unterrichte von den allgemeinen Zeitideen entfernen, und durfte nicht einmal

thun, wenn er z. B. Besessene heilte, als wenn er an der Möglichkeit körperlicher Teufelsbesitzungen gezweifelt hätte. Manches, was der Erwachsene für unschicklich hält, muß der weise Erzieher dem Kinde noch zu Gute halten, und dieses ist auch der einzige richtige Weg zur Bildung ganzer Völker und Nationen. So handelte Moses, so Jesus. Die Sprache Jesu ist immer der Denkungsart seiner Zeitgenossen angemessen. Diese Weisheit Jesu verkennen, heißt doch in der That sehr kurzsichtig seyn. Kann es daher Wunder seyn, daß wir bis jetzt aus den Reden Jesu nicht bestimmen können, wie viel oder wie wenig er von der Existenz und den Wirkungen der Engel und Teufel z. B., und andern Dingen, gehalten habe, darüber unsre Philosophie so entschieden abspricht.

Der Hauptzweck der Thaten Jesu war, zuerst die Aufmerksamkeit des Volks auf seine Person zu richten, dann sich ihm als einen unverdrossenen redlichen Freund und Wohlthäter zu beweisen, und dadurch

Glauben und Zutrauen auch zu seiner Lehre zu erwecken. Man halte sich daher immer nur an die einfache Erzählung der Apostel, glaube das Was, und kümmere sich nicht um das unerklärbare Wie. Und dieses Was ist? daß Jesus Thaten gethan hat, die seinen Zeitgenossen als außerordentlich auffielen, und die seine Schüler selbst für Wunder hielten.

Die Gottheit Jesu.

So gewiß es mir ist, daß die Apostel in den Thaten Jesu nicht bloß menschliche, sondern göttliche Kräfte, Mitwirkung der göttlichen Allmacht, erblickten, so gewiß ist es mir auch, daß sie ihn selbst für ein höheres als menschliches Wesen gehalten, ihm göttliche Eigenschaften und Kräfte zugeschrieben haben. Es gehören dahin nicht sowol diejenigen Stellen, wo Jesus Gottes Sohn genannt wird, eine Benennung, die mit Messias synonym ist, und die Jesus selbst Joh. 10, 31 ff. aus dem Sprachgebrauche des A. T. rechtferti-

get, als vielmehr diejenigen Stellen, wo ihm würklich göttliche Vorzüge zugeschrieben werden, Koloss. 1, 15 — 17., 1. Kor. 8. 6., Hebr. 1, 2. 3. Besonders scheint dem Johannes das Philosophem vom Logos als einer personificirten göttlichen Intelligenz, Vernunft, Weisheit, Schöpferkraft Gottes, sehr willkommen gewesen zu seyn, die höhere Natur Jesu zu bezeichnen. Denkt euch, will er sagen, die göttliche Intelligenz, Weisheit, Schöpferkraft als außer Gott wirksam, und in dem Menschen Jesu verkörpert: so habt ihr die richtige Vorstellung von dem, was ihr euch unter Jesu denken müßt. Diese großen und erhabenen Vorstellungen der Apostel von Jesu sind auf keine Weise aus ihren Schriften heraus zu erklären. Die Frage ist nur: lagen bei dieser Vorstellung der Apostel diejenigen metaphysischen Bestimmungen zum Grunde, nach welchen unsere Philosophie den Begriff der Gottheit bildet; oder waren die Vorstellungen der Apostel von der Gottheit noch nach der sinnlich-popularen Denkungsart ihrer Zeit

gemodelt. Dieses Letzte ist ohnstreitig der Fall: so wie es mir ausgemacht zu seyn scheint, daß dem poëtischen Johannes das zu seiner Zeit gangbare Philosophem vom Logos darum so erwünscht war, weil es sich über die popularen Vorstellungen erhob, und ihm passender als jede andere schien, die hohe Würde seines Freundes zu bezeichnen, so wenig übrigens dasselbe rein metaphysischen Gehalt hat, und mehr die Frucht einer Dichterphantasie, als des reinen Denkens ist.

So lange also, bei allen trefflichen und erhabenen Vorstellungen von der Gottheit, doch an keine rein philosophische Entwickelung dieses Begriffs bei den Aposteln zu denken ist: so lange werden alle Versuche, die Gottheit des Menschen Jesu mit dem reinen metaphysischen Begriffe von der Gottheit zu vereinen, fruchtlos, und in der That unnütze Grübeleien seyn. Wahrhaft entehrend für den gesunden Menschenverstand waren die von jeher die Christenheit so gegen einander empörenden Fragen: ob Jesus gleichen oder nur ähn-

lichen Wesens mit der Gottheit sey, einen oder mehrere Willen habe, wie, und auf welche Art seine Doppelnatur mit einander zu einem Gottmenschen verschmolzen sey. Wie einfach und ungekünstelt ist der Glaube der Apostel, die sich in Jesu, in seinem Denken, Wirken und Handeln das Bild des einzig guten und heiligen Gottes versinnlichen, ihn den eingebornen Sohn, d. i. den einzigen Liebling Gottes, nennen, und in der Verehrung Jesu Gott selbst zu verehren glauben, Phil. 2, 10. 11. Diese Vorstellung konnte so wenig ihnen, als ihren Schülern fremd seyn, indem das ganze Alterthum ausgezeichnete, große und verdienstvolle Menschen für Söhne der Götter hielt, wenn ihre Abkunft dunkel war, oder sie nach ihrem Tode vergötterte. Dieses war Poësie, aber keine Philosophie. Nichts konnte daher unglücklicher ausfallen, als eine ganz poëtische Idee in das Gebiet der speculativen Philosophie hinüber, durch alle Subrilitäten von Wesen, Substanz und Person hindurchzuführen, und so einen Begriff von

der Gottheit aufzustellen, der weder die wahre Philosophie, noch die Bibel des A. und N. T., deren Fundament die Lehre von einem Gotte ist, anerkennt.

Gottes Geist; heiliger Geist.

Schon die Vieldeutigkeit des Wortes Geist (πνευμα) hätte die Ausleger des N. T. belehren müssen, aus diesen Ausdrücken kein künstliches Dogma herauszuklauben, dasselbe mit Bestimmungen auszuschmücken, zu denen sich der gemeine Menschenverstand nicht erheben kann, und gleichwol die Verwerfung desselben für ein ewiger Verdammniß würdiges Verbrechen zu erklären.

Unleugbar ist es, daß sowol im A. als im N. T. bald einem guten, bald einem bösen Geiste Eigenschaften beigelegt, und Handlungen zugeschrieben werden, die eine Persönlichkeit beider zu bezeichnen scheinen. Ein böser Geist fährt in Saul, und macht ihn wüthend; ein Satan bemeistert sich der Seele des Judas, und

giebt ihm den verruchten Gedanken ein, Jesum zu verrathen. Dahingegen haben die heiligen Männer Gottes geredet, getrieben durch den heiligen Geist. Jesus verheißt seinen Jüngern einen Geist der Wahrheit, der nach seiner Entfernung von ihnen, ihr Lehrer werden, und sie in alle Wahrheit leiten solle, und befiehlt zu taufen auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Folglich sind sowol der böse als der gute Geist keine Abstrakta, sondern wirkliche persönliche Wesen, und der heilige Geist besonders in dieser Verbindung eine vom Vater und Sohn unterschiedene Person. Dieses nun als bewiesen vorausgesetzt, entstand die bedeutende Frage: wie können diese drey, Vater Sohn und Geist, als Gegenstände göttlicher Verehrung in dem Begriffe eines Gottes zusammen kommen und damit verbunden werden, der doch unleugbar in der Bibel gegründet ist. Dieses Problem suchte Athanasius scharfsinnig genug auf folgende Weise zu lösen. Der Gott der Christen, sagt er, ist, gleich

dem Gotte der Juden, nur ein einiger Gott. Dieses einige göttliche Wesen aber, gleiche Ewigkeit, Unveränderlichkeit, Allwissenheit, Allmacht u. s. w. (denn in der Summe göttlicher Eigenschaften setzte er das Wesen der Gottheit) kommt dreien übrigens persönlich unterschiedenen Subjecten, dem Vater, dem Sohne und dem Geiste Gottes, zu. Diese drei sind daher der einige wahre Gott. Fragte man Athanasius nach dem persönlichen Unterschiede: so behalf er sich mit Merkmalen, wobei, da sie von der Sinnenwelt hergenommen sind, bei der Gottheit sich gar nichts denken läßt. Der Vater, sagt er, ist darin vom Sohne unterschieden, daß er von Ewigkeit her der Erzeuger des Sohnes ist; der Sohn, daß er vom Vater ist erzeugt worden; der heilige Geist, daß er vom Vater (streitig, ob auch vom Sohne) ausgehe.

Welch ein künstliches, geschrobenes System! Und dieses System war er stolz genung der gesammten Christenheit, als einen Fundamentalartikel, mit dessen Ver-

werfung auch der Verlust der Seligkeit verbunden sey, aufzudringen, und als solches durch das Machtwort eines Kaisers zugleich zum Reichsgesetze erheben zu lassen. Wahrlich, die Dogmengeschichte ist in der That fast nichts anders, als die Geschichte menschlichen Unsinns!

Dieses System des Athanasius ist ganz in das N. T. hineingetragen, und beweiset weiter nichts, als eine gänzliche Unkunde mit der eigenthümlichen Sprache desselben. Das N. T. stellt den höchsten, erhabensten und der denkenden Vernunft vollkommen gemäßen Begriff von der Gottheit auf, als des einigen höchsten, ewigen, unendlichen Wesens, als des alleinheiligen Schöpfers aller Dinge, den alle Welt zu fürchten und zu lieben verbunden sey. Die einzige wahre Verehrung Gottes setzt es in dem Streben nach Gottes Heiligkeit, in dem Sinne für [illegible]es Gute, und in der Freude an allem Gott wohlgefälligen Guten.

In den Menschen Jesu, der sich selbst, bescheiden genung, Joh. 17, 3. von seinem Vater, dem allein wahren

Gotte, unterscheidet, verehrten die Apostel, wie schon gesagt, ein Wesen, in dem sich die Gottheit ihnen gleichsam sichtbar dargestellt habe. Er erschien ihnen εν μορφη Θεου, in göttlicher Gestalt, die er nicht zur Schau trug. Er ist ihnen das Muster der höchsten einem Menschen erreichbaren Aehnlichkeit mit Gott, und in dieser Hinsicht ihrer höchsten Verehrung würdig, jedoch nur zur Ehre Gottes des Vaters, Phil. 2, 11., in so fern Ehrfurcht, Liebe, Dankbarkeit gegen Jesum auch geneigt mache, seiner Lehre zu folgen, und diese unmittelbar zur einzigen reinen Verehrung Gottes im Geiste und in der Wahrheit, durch Sinn für jede Tugend führe. Ein so ausgezeichnetes, über jede sittliche Schwäche der menschlichen Natur erhabenes Wesen, und kein anderes, konnte der Stifter des so sehnlich gewünschten Reichs der Heiligen auf Erden seyn, und in dieser Hinsicht hieß er ihnen im ausgezeichneteren Sinne Gottes Sohn.

Es ist schon oben bemerkt worden, daß das ganze Alterthum Gedanken und

Entschlüsse des Willens, das Werk eigener Selbstthätigkeit des Geistes, als von außen eingegeben betrachtete, aus welcher Vorstellung sich der Begriff von vermeinter Begeisterung der Dichter und Propheten erklären läßt. Geist Gottes, oder heiliger Geist ist daher im N. T. das personificirte Prinzip alles Wahren und Guten, das in den Menschen und durch Menschen gewirkt wird, oder Gott selbst, in so fern er als der erste Urheber, Anfänger und Vollender dieses Guten erkannt werden muß, und dann bald die wirkende Kraft dieses Guten, bald das gewirkte Gute selbst. Diese beiden Bedeutungen sind hinreichend für alle Stellen des N. T., wo das Wort heiliger oder Gottes Geist vorkommt. Der Geist der Wahrheit ist Streben nach Licht und Wahrheit, und die dadurch erlangte Aufklärung, Erkenntniß des Wahren. Er gehet von Gott aus, in so fern Gott der erste Urheber alles Wahren ist. Ich werde ihn senden, sagt Jesus, d. i. durch meine Belehrung wird er in euch

angefacht und gestärkt werden. Er wird mich verklären, und von dem Meinen wird er's nehmen. Je mehr ihr durch eure Nachforschungen den Sinn meiner Lehren fassen werdet, um desto mehr werdet ihr von dem hohen Werthe derselben, und von meiner Würde überzeugt werden, u. s. w.

Die durchaus unhaltbare spitzfindige Lehre des Athanasius von der Dreieinigkeit, oder gar Dreifaltigkeit, muß, nebst dem unpassenden Worte, ganz aus unsern christlichen Lehrbüchern verschwinden. Sie, nebst der unsinnigen Erklärung der Abendmahlsworte, sind gerade das, was das Christenthum dem denkenden Juden so widrig macht.

Leiden und Tod Christi.

Die jüdische Priesterschaft, und was von ihr abhing, befand sich in eben dem Verhältnisse gegen das Volk, als der Pabst und die Mönche gegen die katholische Christenwelt. Sie maßten sich an, die einzigen Ausleger des Gesetzes und

der Propheten zu seyn, und folglich auch das Recht zu haben, Glaubensformeln, und die äußere Form der Religion zu bestimmen. Dadurch herrschten sie über die Gewissen, und befanden sich bei dieser Herrschaft wohl, weil dieser von ihnen abhängige Kirchenglaube sehr gut für ihre Vortheile, und für die Erhaltung ihres Ansehens berechnet war. Das Volk seufzte unter einer Menge drückender Cärimonien, worüber es die wahre Religion des Herzens, die sich durch Tugendsinn bewährt, ganz aus den Augen verlor. Der redliche Jude fühlte das tief und stark; aber wagen durft' er es nicht, diesen Kirchenglauben anzutasten, und die jüdische Hierarchie konnte daher auch nichts weniger wünschen, als einen Messias, der es wagen würde, an ihre Krone zu greifen, und den Thron ihrer Herrschaft zu erschüttern. Der Messias mußte entweder mit ihnen sich nach einerlei Grundsätzen vereinigen, oder er wurde im Gegentheil nicht dafür anerkannt. Das war der Fall mit Jesu. Seine Grundsätze waren gerade das Ge-

gentheil von denen, die der hohe Rath, Pharisäer und Sadducäer, geltend zu machen suchten. Wollten sie Jesum nach Belieben wirken lassen: so sahen sie einer Reform entgegen, die für sie, und die Vortheile, die sie von ihrer Herrschaft über die Gewissen zogen, von nicht zu berechnenden Folgen waren. Jesus konnte und durfte also durchaus nicht von ihnen für den Messias anerkannt werden. Er war ein Ketzer, ein falscher Prophet, Volksbetrüger. Sie mußten seiner Wirksamkeit alles entgegensetzen, was in ihren Kräften stand. Ein falscher Prophet verdiente, nach Moses, den Tod; gerade so wie noch jetzt Pius der Siebente urtheilt, der unverschämt genung ist, öffentlich zu erklären, daß Duldung durchaus kein Grundsatz seiner Kirche sey und seyn dürfe. Ueberhaupt ist unter der jüdischen Hierarchie, die Jesus so muthvoll bestritt, und unter der päbstlichen, so wie unter dem, was Jesus in Ansehung des Judenthums, und Luther in Ansehung des Christenthums beabsichtigte, eine sehr auffallende Aehnlichkeit.

Aus dem ganzen Verhalten Jesu, der sich nie vom Mosaischen Gesetze entfernte, und auch daraus, daß er nie selbst etwas für die Nachwelt schrieb, schließ ich, daß sein Plan anfangs nur eine Reformation des so tief gesunkenen Judenthums bezweckte, so wie Luther anfangs nicht die Absicht hatte, sich von der katholischen Kirche zu trennen. Jesus wollte der Messias der Juden seyn, und selbst seinen Jüngern befahl er, nicht zu schreiben, sondern nur zu predigen. Nur der große Mangel der Empfänglichkeit seiner Nation für seine Lehre konnte ihn bewegen, die Apostel zu bevollmächtigen, sie allen Völkern zu verkündigen. Selbst Johannes schrieb sein Evangelium bloß für Juden, um ihnen zu beweisen, daß Jesus der wahre Messias sey, Joh. 20, 31. Hätten die Juden seine Lehre angenommen, so schloß Jesus, würden sie dadurch selbst nachdenkender über das wahre Wesen der Religion, wahrhaft frömmer, weiser, menschenfreundlicher und tugendhafter geworden seyn; so würde sich in der Folge von selbst daraus eine

Vernunftreligion entwickelt haben, deren Werth jedem andern denkenden Weisen einleuchten würde, und die Juden würden dadurch selbst in Ansehung ihrer äußern politischen Lage gewonnen haben, und dem Schicksale entgangen seyn, das noch bis auf den heutigen Tag so fürchterlich auf ihnen lastet, Luc. 19, 42. Statt eines Gegenstandes der Verachtung würden die Juden der Gegenstand der Bewunderung der heidnischen Völker geworden seyn, unter deren Weisen sich gewiß mehr als ein Lucian fand, dem das Heidenthum zum Gespött ward, ohne etwas Besseres zu haben, was er an dessen Stelle hätte setzen können. So dachten sich schon die Propheten diese messianische Reform.

Bei diesen hierarchischen Grundsätzen der jüdischen Machthaber konnte Jesus seinen Tod allerdings als unvermeidlich voraussetzen, und ihn seinen Jüngern vorhersagen. Ob er ihnen denselben aber so bestimmt, und mit allen den Nebenumständen vorhergesagt hat, als die Evangelisten erzählen, und ob sie selbst seine eignen Worte,

da er aramäisch und nicht griechisch sprach, richtig im Griechischen wiedergegeben haben: das ist eine ganz andere Frage, und man kann sie, glaub' ich, ohne Bedenken verneinen, wenn man Spuren entdeckt, daß die Jünger auf solche Vorhersagungen Jesu erst durch den Erfolg aufmerksam wurden, und sie dann, diesem Erfolge gemäß, erzählt haben. Unbegreiflich ist es sonst, wenn Jesus ihnen so bestimmt vorhergesagt hätte: ich werde gekreuziget werden, und am dritten Tage wieder auferstehn, wie die wirkliche Wiederbelebung Jesu ihnen so ganz unerwartet, und so unglaublich scheinen konnte.

Jesus vermied den Tod, so lang' er ihn vermeiden konnte, aber er scheute ihn auch nicht, aus voller Ueberzeugung, daß es Pflicht sey, selbst das höchste Gut, das Leben, für die gute Sache Gottes, die Sache der Wahrheit, aufzuopfern, wenn es Gottes Wille fodere.

Jesus konnte dem Tode entgehen, wenn er aus dem Lande gewichen wäre,

oder nur die letzte Reise nach Jerusalem nicht unternommen hätte. Aber so feig die Fahne in dem Augenblicke verlassen, da es zur Schlacht geht: welcher brave Soldat thut das? Wie hätte Jesus die Hoffnung der vielen Tausende, die seiner in Jerusalem im Tempel warteten, so täuschen, ein so feiger, treuloser Verräther seiner guten Sache werden können! So starb Jesus als ein Opfer für die Wahrheit, freiwillig, aus Pflichtgefühl, und sein Tod war in der Verkettung der Umstände um desto wichtiger, je mehr die Sensation, die er durch seine nachfolgende Wiederbelebung machte, das Mittel in der Hand der Vorsehung ward, seine Lehre desto schneller und desto wirksamer zu verbreiten, und gerade das Gegentheil zu bewirken, was seine Mörder von seinem Tode erwartet hatten. Ihr sagt, konnten die Apostel sagen, der Messias stirbet nicht, Ps. 16, 10., sehet, dieser Messias lebt, Gott hat ihn erweckt aus seinem Grabe. Erwartet nun seine Wiederkunft zum Gericht.

Aus welchem Gesichspuncte hat nun der Christ, wenn er bloß der Bibel folgt, den Tod Jesu zu betrachten. Soll das: Jesus starb für uns, heißen: zu unserm Besten, oder an unsrer Statt? Ist Jesu Tod wirklich eine stellvertretende Genugthuung an Statt des Todes, den das ganze menschliche Geschlecht, um seiner Sünde willen, hätte leiden müssen? Konnte, durfte Gott dem Menschengeschlechte nicht eher wieder gnädig seyn, bevor er nicht an ihm, oder einem Repräsentanten desselben, seiner Gerechtigkeit, oder, welches hier einerlei ist, seiner Rachsucht ein Genüge geleistet hatte? Oder muste Jesus sterben, damit er der Welt zum Strafexempel, zu einem Beweise des Abscheus Gottes vor der Sünde dienen möchte? zum Strafexempel an einem Unschuldigen vollzogen, den Gott selbst für seinen lieben Sohn erklärt hatte, an dem er Wohlgefallen habe? Es gehört in der That nur schlichter, gerader Menschenverstand dazu diese Vorstellungen, mögen sie auch durch alle Symbole privilegirt seyn,

Gottes würdig zu finden, zumal da sie den schreiendsten Mißbräuchen so offenbar unterworfen sind.

Es ist wahr: die Apostel stellen den Tod Jesu als ein Opfer vor, und zwar als das vollgültigste Opfer, das alle anderweitigen Opfer in der Folge ganz entbehrlich mache. Aber gerade dieses Letzte zeigt ja, warum die Apostel diese Vorstellungsart, diesen Lehrtropus wählten. Sie wollten dadurch das Volk, Juden und Heiden, von der so tief bei ihm eingewurzelten, Gottes so unwürdigen Idee, der Opfer, als Versöhnungsmittel desselben, gleichsam mit einem Schlage entwöhnen. So wie Christus nur tropisch Hoherpriester, König und Prophet heißt: so heißt sein Tod auch nur im uneigentlichsten Verstande, ein Gott versöhnender Opfertod.

Der Tod Jesu war, im eigentlichsten Verstande, ein Märtyrertod. Mit Recht stellt ihn Johannes, 1 Joh. 3, 16. als den höchsten Beweis der Liebe Jesu dar, des höchsten Interesse, wenn ich so reden soll, das er an den heiligsten Angelegen-

heiten der Menschen nahm, deren Begründung ihn herbeiführte, und schon darum nothwendig machte, um den Gedanken an alle irdischen Zwecke seiner Sendung den Herzen seiner Jünger, die sich derselben so schwer entschlagen konnten, auf einmal zu entreißen. Durch den Tod Jesu mußten sie überzeugt werden, daß sein Reich nicht von dieser Welt sey, keiner Krone, keines Scepters bedürfe, und nur in dem Vereine wahrhaft frommer und guter Menschen, in allen Reichen und Staaten der Erde, zu suchen sey. Je mehr sich die Lehre Jesu den Herzen der Menschen durch ihre bessernde und beruhigende Kraft bewährt, um desto heiliger muß dem Verehrer Jesu sein Tod seyn, der dieser Lehre gleichsam, als den eignen Ueberzeugungen Jesu, ihre volle Sanction ertheilt.

Die Erlösung Jesu

ist daher nicht

1) **Befreiung von aller Sündenschuld vor Gott**, denn das ist un-

möglich. Sündenschuld ist keine Kapitalschuld, die man durch Bezahlung gegen Quitung tilgen kann. Sünden sind Handlungen, die Folgen haben, welche dann nicht mehr in unserer Gewalt stehen, wenn die Sünde einmal begangen ist, und durch die Reue so wenig, als durch die Strafe aufgehoben werden können. Die Schuld einer Sünde haftet eben so ewig auf des Sünders Gewissen, als es unmöglich ist, eine einmal begangene That ungeschehen zu machen, und ihre natürlichen Folgen zu vernichten.

2) Also auch nicht Befreiung von allen natürlichen Folgen, den natürlichen Strafen der Sünde. Denn das ist eben so unmöglich. Ein sich bessernder Dieb oder Betrüger kann nie erwarten, daß ihm seine, auch noch so aufrichtige, Reue das verlorne Zutrauen seiner Mitbürger, wie durch ein Wunder wieder herstellen werde, so wie der Wüstling, wenn er sich bessert, die volle Gesundheit und

Körperkraft nie wieder erlangen wird, die er einmal durch seine Lüderlichkeit verloren hat. Die Erlösung Jesu besteht vielmehr

3) in der vollständigsten, untrüglichsten Anweisung, die Sünde selbst, als die Hauptquelle alles menschlichen Elendes, zu vermeiden, und bei der redlichen Befolgung dieser Anweisung mit Zuversicht auf Gottes Vaterliebe, Versöhnlichkeit und eine selige Unsterblichkeit rechnen zu können. Die Lehre Jesu macht uns mit unserm ursprünglichen Adel und Würde bekannt. Sie zeigt uns unsre hohe Bestimmung, durch die vorbereitende Schule dieses Lebens, uns selbst einer höhern Seligkeit in einer bessern Welt empfänglich und würdig zu machen. Sie zeigt uns die aus dem Mißverhältnisse der Sinnlichkeit zur Vernunft entspringende Sünde als das größte Hinderniß, diese Bestim-

mung zu erreichen. Sie verbreitet ein helles Licht über die heiligsten Angelegenheiten der Menschen, seine höchsten Hoffnungen und Wünsche; sie ist, wie Paulus so sinnvoll und stark sagt, eine Kraft Gottes, selig zu machen alle, die daran glauben. Dieses glauben, d. h. die Wahrheit dieser Lehre Jesu anerkennen, und dann ihren Vorschriften folgen, und ihren Verheißungen trauen, ist die unerläßliche Bedingung dieser Erlösung. Wer nicht erlöset seyn, d. i. durch Jesu Lehre sittlich aufgeklärt, und durch ihre Anwendung gebessert und beruhigt seyn will: für den giebt es auch keine Erlösung.

Auferstehung Jesu.

Daß Jesus am Kreuze gestorben sey, davon waren alle Umstehenden, Freunde und Feinde Jesu, vollkommen überzeugt. Um diese Ueberzeugung zu vollenden, gab ihm einer der römischen Soldaten einen Stich mit der Lanze in die Seite. Auf welcher Seite, und wie tief der Stich gegangen

sey, wird nicht gesagt. Zur Verkürzung der Quaal pflegte man den Gekreuzigten die Beine zu brechen. Dieses geschah bei Jesu nicht, weil man es für überflüssig hielt. Als einen völlig Todten nahm man ihn vom Kreutze, und setzte ihn einsweilen in die Gruft des Joseph von Arimathia bei, bis man eine andere Grabstätte für ihn würde bereitet haben. Die Freundinnen Jesu kamen beim Anfange des dritten Tages zum Grabe, um seinen Leichnam zu balsamiren, finden den Stein von der Oeffnung des Grabes abgewälzet, erblicken, ihrer Meinung nach, Engelgestalten, die ihnen versichern, Jesus habe das Grab neubelebt verlassen. *) Erschrocken

---

*) Die h. Engel können es uns in der That nicht sehr übel nehmen, daß wir jetzt, wo nicht an ihrem möglichen Daseyn, doch wenigstens an ihrem Einfluß auf die Erdenwelt, und an ihren ehemaligen Erscheinungen zu zweifeln beginnen, da sie uns jetzt dieser Erscheinungen gar nicht mehr würdigen, da sich doch so manches in der Welt ereignet, wobei dieselbe

und furchtsam fliehen sie zurück, bringen die Nachricht davon seinen Jüngern. Petrus und Johannes gehn auch hinaus, finden alles bestätigt, und die nachfolgenden Erscheinungen Jesu lassen keinen Zweifel seiner Wiederbelebung mehr übrig. Die gar zu große Kürze der Erzählung, und die Vermischung der verschiedenen Ansichten dabei, das ist nicht zu leugnen, setzen dem Ausleger dieser Geschichte Schwierigkeiten entgegen, die schwer zu beseitigen sind, und veranlassen mancherlei Fragen, die Niemand auf eine völlig befriedigende Art wird beantworten können. Indessen ist doch keine dieser Schwierigkeiten von der Art, daß dadurch die Wiederbelebung Jesu, und das Hervorgehn aus seinem Grabe, als Thatsache, im mindesten bezweifelt werden könnte.

War nun aber Jesus todt, in dem eigentlichsten Sinne des Worts? war sein

---

eben so wünschenswerth scheinen möchte, als bei manchen Begebenheiten der alten Welt.

Körper bereits völlig unbrauchbar geworden, das Organ seiner Seele zu seyn, und alle Verbindung zwischen beiden völlig aufgehoben, welches der wahre Tod ist: so ist seine Auferstehung eines der größten Wunder der Geschichte, und dann kann in Ansehung der übrigen Wunder Jesu keine Frage weiter seyn. Allein dieses scheint der Fall nicht zu seyn. Jesus war mit dem nehmlichen Körper aus dem Grabe gegangen, den man vom Kreuze genommen hatte; die Nägelmahle an seinen Händen, (die Füße waren ihm wahrscheinlich nicht angenagelt) und die Seitenwunde waren noch sichtbar, und schienen ihm, wie aus Joh. 20, 17. zu erhellen scheint, sogar noch zu schmerzen. Jesus war also in Ansehung seines Körpers, noch nach seinem Hervorgehn aus dem Grabe, derselbige, der er vorher gewesen war, und ich würde daher Niemanden verketzern, welchem der Tod Jesu nur ein Scheintod, und die Kreuzigung vielleicht die einzige Art der Hinrichtung zu seyn dünken möchte, bei welcher seine Wiederbelebung mög-

lich war, die auf die Art, wie sie wirklich erfolgt ist, nemlich desselbigen Leibes, der als todt vom Kreuze genommen wurde, nicht erfolgt seyn würde, wenn z. B. Jesus, statt gekreuziget zu seyn, geköpft worden wäre. Von einem Scheintode wußte man zu und vor Christi Zeiten nichts. Was den Anschein eines Todten hatte, das galt auch für todt, nur daß man wähnte, die Seele bliebe so lange in dem Körper, als dieser noch nicht verweset war. Daher man die Leichname auch so sorgfältig vor früher Verwesung durch Einbalsamirung zu schützen suchte. Weil man nun von einem Scheintode gar nichts wußte: so trugen auch die Juden kein Bedenken, ihre Todten noch an dem Tage zu begraben, an welchem sie gestorben waren. Meiner Einsicht nach, verliert unter dieser Behauptung die gute Sache Jesu, und der Werth seiner Auferstehung nicht das Mindeste. Ihr hoher und heiliger Zweck, die Apostel Jesu von der außerordentlichen Aufsicht Gottes über die Schicksale Jesu zu überzeugen, und ihren nachfolgenden

Belehrungen über Jesu messianische Würde, nach Joh. 12, 43. und Ps. 16, 10. einen unerschütterlichen Stützpunkt zu verschaffen, wurde auf diese Art so gut erfüllt, als auf jene. Mit voller Wahrheit konnten sie sagen: Christus hat sich als der Messias dadurch bestätiget, daß er nicht im Tode geblieben ist. Den ihr glaubtet getödtet, vernichtet zu haben, der ist wieder auferstanden aus seinem Grabe. Wir sind dessen Zeugen, die wir, nach seiner Auferstehung mit ihm gegessen und getrunken haben. Er hat uns zu seinen Nachfolgern und Verbreitern seiner Lehre bestimmt. Dieses so wichtige Zeugniß konnte denn auch seines Zweckes nicht verfehlen. Es wurde das vorzüglichst wirksamste Mittel zur Enthüllung der schändlichen Absichten der Ermordung Jesu, zur Entflammung des Muthes so vieler Tausende seiner bisher furchtsamen heimlichen Verehrer, und zur schnellen Entwickelung eines bisher unter der Asche glimmenden Funkens zur lodernden Flamme. Ganz natürlich mußte daher den Aposteln nichts

wichtiger seyn, als die Wiederbelebung Jesu als Thatsache durch unbezweifelte Zeugnisse zu begründen. Für Juden wenigstens konnte kein erheblicherer Beweis für das messianische Ansehn Jesu, welches der Angel war, um den sich alles drehte, und drehen mußte, wenn die Lehre Jesu Juden annehmlich gemacht werden sollte, gefunden werden.

Dieser Ansicht der Wiederbelebung Jesu stehet zwar entgegen, daß sie Paulus, 1. Kor. 15, 12., zu einem Erfahrungsbeweise von der Möglichkeit der Todtenauferstehung überhaupt macht, weil von der Wiederbelebung eines Scheintodten auf die Wiederbelebung eines wirklich Todten und im Grabe verwes'ten nicht gültig geschlossen werden kann. Allein wenn nun Paulus, der von keinem Scheintode etwas wußte, und diesen Unterschied gar nicht kannte, den wirklichen Tod Jesu als unbezweifelt vorausgesetzt, und folglich auch den Leib, mit welchem Jesus auferstanden war, nicht mehr für den irdischen, der vom Kreuz genommen wurde, sondern für

den himmlischen V. 48. gehalten hätte? Wie oft macht der Apostel Paulus nicht Schlüsse aus Prämissen, die zu seinen Zeiten als unbezweifelte Grundsätze galten, für uns hingegen nicht mehr gültig, und folglich auch die darauf gebauten Schlüsse nicht mehr beweisend sind. Man lese nur Gal. 4, 21 ff. und den ganzen Brief an die Hebräer.

Dem mag nun übrigens seyn, wie ihm wolle: so bleibt die Auferstehung Jesu immer eins der wichtigsten Ereignisse in der ganzen Geschichte, ein Ereigniß, wodurch es allein erklärbar ist, wie die Apostel, deren irdische Hoffnungen durch den Tod Jesu auf einmal vereitelt wurden, die Sache Jesu nunmehro aus einem höhern Gesichtspuncte zu betrachten anfingen, und mit desto größerm Muthe und Eifer beseelt wurden, sie zu vertheidigen, und seine Lehre zu verbreiten.

Himmelfahrt Jesu.

Jesus erschien seinen Jüngern nach

seiner Wiederbelebung, wie gesagt, mit eben dem Körper, den er vorher gehabt hatte, der in das Grab war gelegt worden, und an dem noch die Spuren der erlittenen Mißhandlung, die Nägelmale an den Händen, und die Seitenwunde, zu erkennen waren, mit einem Körper, der selbst noch der Nahrung bedurfte, also keinen bloßen Scheinkörper, auch noch keinen für die Unsterblichkeit verfeinerten, verklärten Körper. Er war nach seiner Auferweckung nicht beständig bei ihnen, sondern erschien nur zu Zeiten, theils einzelnen unter ihnen, theils wenn sie alle versammelt waren. Wo, und wie oft das geschehen sey, wird von den Evangelisten nicht bestimmt genung angegeben, noch irgendwo gesagt, wo er sich in der Zeit, wenn er nicht bei ihnen war, aufgehalten habe. Zum letzten Male kommt er mit ihnen auf dem Oehlberge, seinem Lieblingsaufenthalte, zusammen, ertheilt ihnen seine letzten Befehle, und wird nun, wie Markus sagt, 16, 19., aufgehoben gen Himmel, wo er sitze zur Rechten Gottes. Lu-

kas versichert: dieses Aufheben sey geschehen zusehends, auf einer Wolke, so daß seine Jünger seine Auffahrt gen Himmel mit den Augen hätten verfolgen können. Hier muß es nothwendig auffallen, daß Lukas offenbar den Wolkenhimmel als das Bild mit dem Gegenbilde, dem Zustande der höhern Seligkeit und Vollkommenheit, wie das überall so gewöhnlich ist, verwechselt, und das gen Himmelfahren sich ganz eigentlich und sinnlich gedacht, und auch so vorgestellt habe. Hätte sich aber die Sache wirklich so zugetragen, wie sie Lukas erzählt: so wäre sie ein eben so großes Wunder, als die Auferstehung Jesu, und es wäre nicht zu begreifen, wie Matthäus und Johannes, als Augenzeugen, die sonst nichts übergehen, was die Herrlichkeit ihres großen Lehrers und Freundes beurkunden kann, dieses so ganz außerordentliche Ereigniß ihren Lesern hätten vorenthalten können. Markus und Lukas gehörten, wie bekannt ist, nicht zu den Zwölfen, und erhielten die Nachricht: der Herr sey zum letzten Male mit

seinen Jüngern auf dem Oehlberge zusammen gekommen, nachher aber nie wieder von ihnen gesehen worden. Natürlich drang sich bei dieser Nachricht ihnen die Frage auf: wo mag er nun wol geblieben seyn? und ihre Phantasie beantwortete die Frage, wie Markus, einfach und wahr: er ist im Himmel, in dem Lande der Seligen, sitzet zur Rechten Gottes, im Genusse göttlicher Vorzüge und Seligkeit. So ging die Sage vom Munde zu Munde, und Lukas empfing sie schon als eine Mythe, durch versinnlichende Zusätze erweitert. Es ist merkwürdig, daß Lukas, bei dem Schlusse seines Evangeliums, nichts weiter sagt, als: er schied von ihnen, was die Jünger sahen; er fuhr auf gen Himmel, was sie dachten. Erst als er seine Apostelgeschichte beginnt, bekommt er die schon versinnlichte Erzählung, seiner überall nach dem Außerordentlichen haschenden Phantasie vollkommen entsprechend.

Wäre nun in der That etwas so ganz

außerordentliches, eine Himmelfahrt in so ganz eigentlichem Sinne, mit Jesu vorgegangen: so ist es ganz unbegreiflich, wie sie den Aposteln, zur Beglaubigung der messianischen Würde Jesu, nicht eben so wichtig war, als seine Auferstehung.

Zukunft Jesu zum Gericht, und damit verbundene Todtenauferstehung.

Beide Vorstellungen gehörten zu den messianischen Erwartungen der Zeitgenossen Jesu. Vor der Erscheinung des Messias glaubte man, würden Elias, und andere berühmte Propheten des A. T. wieder erscheinen, und ihre Erscheinung das Signal seiner baldigen Ankunft seyn. Matth. 17, 10—12. Nach der Ankunft des Messias würde dann eine ganz andere Ordnung der Dinge beginnen, die gegenwärtige Welt umgeformt werden, eine allgemeine Auferstehung der Todten, und nach derselben ein allgemeines, feierliches Gericht erfolgen, nach welchem die frommen Juden für das Reich des Messias,

das Reich der Heiligen, das noch immer irdisch gedachte neue Jerusalem, ausgesondert, die bösen aber, so wie alle Nichtjuden, und die Teufel, auf ewig in dem Hades verdammt werden würden. Jud. 6. 7. 14. 15. Vorstellungen, die dem allen Schwärmern der alten und neuen Zeit so beliebten Chiliasmus, oder der Lehre vom tausendjährigen Reiche, zum Grunde liegen. Diese allgemeine Todtenauferstehung und dieses allgemeine Weltgericht sind daher nichts weiter, als jüdische Zeitideen, die sich zum Theil auf prophetisch-poëtische Stellen, wie Jes. 65, 17. 66, 22. Dan. 7, 13. 12, 2. Joel 3, 4. u. a., theils auf apocryphische Schriften, z. B. das Buch Henoch (Jud. 17.) gründen, und es ist nicht zu leugnen, daß Jesus selbst eine solche glanzvolle Erscheinung seiner Person zur Gründung seines messianischen Reichs, als den vollständigen Triumph über seine Feinde und Verfolger, und den Untergang des jüdischen Staates, als das Signal des Anfangspunktes seines Gottesreiches auf Erden, erwarten läßt.

Matth. 24, 25. Luk. 21. Nicht zu l...nen ist, daß, nach der Entfernung Jesu, die Apostel eine solche Wiedererscheinung Jesu, in vollem messianischen Glanze, mit allen ihren Folgen, im ganzen Ernste, und im eigentlichsten Verstande, erwartet, und damit theils denen widersprochen haben, die an keine Unsterblichkeit und ewiges Leben glaubten, 1. Kor. 15., theils dadurch ihre leidenden Christen zu trösten, und sie zur Beharrlichkeit in ihrem Glauben zu ermuntern gesucht haben, 1. Thess. 4, 17.

Was ist nun davon zu halten? Konnte Jesus seine Zeitgenossen, seine Richter, Matth. 26, 64., seine Jünger; konnten diese wieder ihre Schüler mit Hoffnungen täuschen, die sie nie erfüllt sehen würden, und die selbst einigen unter ihnen, 1. Petr. 3, 7., verdächtig waren? Ich antworte:

1) War Jesu ungemein viel daran gelegen, das Ansehn der Propheten, aus deren Stellen diese Vorstellungen genommen waren, zu erhalten, um nicht die einzige Stütze zu untergraben, auf

welcher alle damaligen Religionskenntnisse und Hoffnungen beruhten.

2) Eben so wichtig mußte es ihm seyn, die erhabenen Vorstellungen seiner Nation vom Messias durchaus nicht zu schwächen, da sie einer reinern Ansicht eines bloß moralischen Gottesreiches noch nicht fähig war. Und wenn dann

3) solche poëtisch-sinnliche Vorstellungen das einzige Vehikel waren, einen wirksamen Glauben an einen Zusammenhang des gegenwärtigen Lebens mit einem künftigen, an eine künftige Rechenschaft, Seligkeit oder Verdammniß, den Seelen einzuflößen: so war die Vorstellung von einem jüngsten Tage und Gerichte, nicht so wol Täuschung des Volkes, die es gewesen seyn würde, wenn sie Jesus selbst erfunden hätte, als vielmehr eine weise Benutzung einer vorgefundenen gangbaren Idee, die er, ohne großen Nachtheil für seinen moralischen Zweck, nicht entkräften durfte.

Gehört daher eine sichtbare glanzvolle Erscheinung Jesu zur Auferweckung aller Todten, eine damit verbundene Umwandlung unsrer Erde, und ein allgemeines feierliches Weltgericht zu den durch den poëtischen Geist der Propheten erweckten Zeitideen der Juden, deren Berichtigung erst von der forschendern Nachwelt erwartet werden konnte: so haben wir uns jetzt vor keinem solchen jüngsten Tage, als einem furchtbaren Verheerungstage der ganzen Erde, ängstlich zu fürchten, wenn sich jeder nur auf seinen eignen jüngsten, d. i. letzten, Tag gehörig vorbereitet, der das gewisseste ist, was er von der Zukunft zu erwarten hat. In unsern popularen Lehrbüchern müßte daher Wahrheit und Einkleidung sorgfältig unterschieden, und besonders in unsern Gesangbüchern Verse wie folgender:

Wenn furchtbar seiner Donner Schall,
Und tönender Posaunen Hall,
Der Erde Grund erschüttern,
Und plötzlich nun der Bau der Welt
Wankt, krachend stürzt, in Trümmern fällt;

Wenn selbst die Himmel zittern,
Und, vor dem Richter hin gerückt,
Der Spötter glaubet, und erschrickt.

so vielen poëtischen Werth sie auch sonst haben können, ausgemerzt werden, weil sie der aufgeklärtere Christ nicht mit voller Ueberzeugung mitsingen kann.

Was nun besonders die Lehre von der

Auferstehung der Todten

betrifft, so ist es jetzt wol keine Ketzerei mehr, wenn man sie nicht, wie zu der Apostel Zeiten, von der Wiederbelebung des ins Grab versenkten und verwes'ten Körpers versteht, sondern, wie sich schon Paulus die Sache mit philosophischerm Geiste denkt, 1. Kor. 15., als Bildung eines neuen der Unsterblichkeit fähigern Organs für unsern Geist, bei der Voraussetzung, daß ein menschlicher Geist, ohne ein solches Organ, durch seine ihm eigenthümlichen Kräfte zu wirken nicht fähig sey, woher auch der Schöpfer den Stoff dazu nehmen möge, ganz neu be-

reitet, oder aus den feinsten Theilen unsres Erdenkörpers zusammengesetzt. Soll das Loos des Menschen in jener Welt im Verhältnisse mit dem stehen, was er hier als Sinnenwesen war: so muß er sich auch seines hiesigen sinnlichen Zustandes bewußt seyn können, und dazu scheint er eines solchen Organs zu bedürfen.

Doch, das sind dunkle Regionen! So viel ist mir gewiß, daß ich eines Theils wünschen muß, meine menschliche Persönlichkeit, und mit derselben alle Früchte meines hiesigen Seyns, in jener Welt nicht zu verlieren; andern Theils aber auch gewiß nicht Ursache habe, mich nach der Wiederherstellung dieses groben Körpers, des Leibes des Todes, von dem Paulus erlöset zu seyn wünscht, und der selbst schon in diesem Leben sich mehr als einmal erneuerte, sehr zu sehnen, wofern ich nicht für ihn allein nur gelebt habe.

Himmel, Hölle, Ewigkeit der Höllenstrafen.

Himmel und Hölle sind keine Oerter.

Diese kein Schwefelpfuhl, jener kein Paradies, kein irgendwo, in der Sonne, oder auf dem Saturn befindliches abgesondertes Elysium. Himmel und Hölle können überall seyn, wo es freie, denkende und empfindende Wesen giebt. Himmel und Hölle sind Zustände, jener der höchsten Zufriedenheit, dieser der höchsten Unzufriedenheit, der ewigen Reue. Bei einem guten Gewissen trägt der Mensch seinen Himmel in sich selbst. Wehe dem, an dessen Herzen der Wurm der Reue nagt! Ist ein Gott: so erwartet alle, die Gott denken können, auch Unsterblichkeit! Beide Ideen stehen und fallen mit einander. Und ist Unsterblichkeit kein leerer Traum: so sind Himmel und Hölle jener Welt nur Fortsetzungen des Himmels und der Hölle auf dieser Welt. Der immer wachsende, immer gesättigte, nie gestillte Durst nach allem, was wahr, edel und schön ist, und was gefühlvollen Seelen wohl thut, das ist der Himmel. Wo wird eine menschliche Thierseele, die keinen Genuß, als

groben Sinnengenuß kannte, diesen Himmel finden?

Höllenstrafen, als willkührlich von der Gottheit bestimmte Uebel für begangene Sünden, sind eine der Gottheit unwürdige Vorstellung. Denn darin besteht eben die hohe Würde der göttlichen Gerechtigkeit, daß sie nicht nöthig hat, willkührliche Strafen zu verhängen, und daß sie mit der Sünde die Strafe selbst schon unmittelbar verbunden hat. Ewige Höllenstrafen in diesem Sinne, würden in keinem Verhältnisse zu zeitlichen Vergehungen stehen, und die höchste Ungerechtigkeit einer nie befriedigten Rachsucht Gottes, des Gottes der Liebe, seyn. Wie läßt sich dieses denken?

Denkt man sich hingegen Höllenstrafen als natürliche, aus dem Verhalten des Menschen selbst entspringende, Folgen, als ein, selbst bei angenommener möglicher Besserung, doch ewiges selbstverschuldetes Zurückbleiben, eine ewige Reue über stark empfundene Unfähigkeit und Unwürdigkeit einer Seligkeit, die man, ohne diese Reue,

hätte genießen können: so kann man allerdings Ewigkeit der Höllenstrafen behaupten, deren Minderung zwar denkbar, aber die völlige Aufhebung unmöglich ist.

Uebrigens ist es längst entschieden, daß Jesus und die Apostel, wenn sie von den Freuden des Himmels, und den Strafen der Hölle reden, sich angenehmer, oder abschreckender sinnlicher, von dem Erdenleben hergenommener, Bilder bedienen, weil für den eigentlichen Ausdruck derselben jede Sprache zu arm ist. Auch jetzt wird sich der Volkslehrer solcher Bilder bedienen müssen; nur wähl' er sie mit Klugheit, und verschweige es dem Volke nicht, daß sich von dieser Sache nicht anders, als in Bildern reden lasse, die der gegenwärtigen Sinnenwelt, worüber wir nicht hinausgehen können, entlehnt sind.

Stiftungen Jesu.

1) Die Taufe.

Das Christenthum sollte keine Frei-

maurerei, keine geheime Gesellschaft seyn. Mit der Ueberzeugung vom Christenthume mußte zugleich der Trieb entstehen, es vor aller Welt zu bekennen. Ein heimlicher Christ ist so widersprechend, als ein heimlicher Wahrheitsfreund. Jesus selbst verordnete daher die Taufe zu einem feierlichen Symbol des Bekenntnisses seiner Lehre.

Bei allen alten Völkern gehörten Reinigungen zu den religiösen Symbolen, und wenn es denn auch nicht erwiesen werden kann, daß die Juden schon bei der Aufnahme eines Proselyten sich der Taufe, als eines feierlichen Einweihungsmittels, bedient hätten: so scheint mir doch die Taufe Johannis kein ganz neuer, den Juden bisher völlig unbekannter, Gebrauch gewesen zu seyn. Nur war es auffallend, daß Johannes Juden taufte, die sich selbst schon, als Abrahams gesegnete Nachkommen, für ein ganz reines Volk betrachteten, das keiner Reinigung bedürfe.

Offenbar ist es, daß sowol die Taufe Johannis, als die nachmals von Jesu be-

fohlne Taufe, nichts weiter, als ein äußeres, sichtbares Symbol des Bekenntnisses einer unsichtbaren innern Beschaffenheit des Gemüths ist, und seyn sollte. So rein, dieses ist das Bekenntniß eines erwachsenen Täuflings, als durch dieses Bad mein Körper wird: so rein soll meine Seele vor Gott seyn. Es ist, glaub' ich, für einen solchen frommen Wunsch kein schöneres Symbol zu erdenken. Der große Erlöser empfand dieses, und wählte daher auch dieses Symbol, wie sein Vorgänger Jones, zum Ausdruck der feierlichen Anerkennung seiner Lehre, und der Verpflichtung, ihren Grundsätzen gemäß zu denken und zu handeln. In der Taufe selbst liegt also keine magische, keine Wunderkraft, das zu wirken, was nicht da ist, wie z. B. christlichen Sinn bei einem verworfenen Juden, der aus eigennützigen Absichten sich taufen läßt; noch da seyn kann, wie der Glaube in den Seelen neugeborner Kinder, sondern sie hat nur eine symbolische Kraft durch das Bezeichnete, worauf sie als Zeichen deutet. Luthers

Erklärung der Frage: was wirkt und nützet die Taufe? ist nicht von der Taufe als Taufe, sondern von dem Sinne des Täuflings zu verstehen, zu dem er sich durch die Taufe bekennt.

Die Nothwendigkeit der Kindertaufe kann aus dem N. T. nicht befriedigend erwiesen werden, wenn gleich ihr Zweck mit der Würde der Taufe sehr vereinbar ist, und dieser keinen Abbruch thut.

Jesus befahl zu taufen im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Weil hier Vater und Sohn als zwei persönliche Subjecte vorkommen: so glaubte man auch in dem heiligen Geiste ein solches persönliches Subject anerkennen zu müssen, und machte daher diese Taufformel zur Hauptstütze der Kirchenlehre von der heiligen Dreieinigkeit. Jene Annahme dreier persönlichen Subjecte in dieser Formel ist aber nicht nur nicht nöthig, sondern auch dem Zwecke des Erlösers nicht einmal entsprechend. Jesus faßte nemlich in den Worten Vater, Sohn und Geist die

Summe des ganzen theoretischen und praktischen Christenglaubens zusammen. Name ist das ausgedruckte Bekenntniß. Im Namen heißt: in Beziehung auf dieses ausgedruckte Bekenntniß. Und welches war denn nun das Bekenntniß, welches die Apostel die Taufe zu ertheilen berechtigen sollte? 1) Glaube an Gott, nicht als Nationalgott der Juden, sondern als allgemeinen Menschenvater. 2) Glauben an den Sohn, synonym mit Messias, beides in besonderer Beziehung auf die Juden. 3) Glaube an die Nothwendigkeit eines heiligen Geistes, d. i. einer reinen, tugendhaften, durch die Gottheit, auf welche man alles sittlich Gute, als die erste Quelle desselben, zurückführte, und ihren Geist, d. i. ihre Wirksamkeit, beförderte Gesinnung, als dem Haupterfordernisse zur Theilnahme an dem neuen Gottesreiche. Vater und Sohn bezogen sich auf die Religion des Erkenntnisses; heiliger Geist auf die Religion der Gesinnung und des Handelns. Diese Erklärung ist nicht nur der

Sprache des N. T. sehr angemessen, sondern auch die fruchtbarste unter allen.

2) Das Abendmahl.

Diese rührende, sinnvolle Stiftung Jesu, wie ist sie nicht von der abergläubigen, geheimnißsüchtigen Schwärmerei gemißdeutet und gemißbraucht worden? Was für wundervolle Wirkungen hat man nicht von ihr erwartet? Was für Geheimnisse nicht darin gesucht?

Jesus hatte das letzte Osterlamm mit seinen Jüngern, ganz nach jüdischer Weise, zum Andenken der Befreiung der Nation aus der aegyptischen Sclaverei gegessen. Er wünschte, daß es die letzte feierlich-religiöse Mahlzeit seyn möchte, die diese einseitige ganz nationale Tendenz hätte. In der Voraussetzung, daß seine Jünger einst wieder zu gleichem Zwecke sich vereinigen würden, wünscht er, daß sie dann sich des höhern, allgemeinern Zweckes seines Leidens und seines Todes, dem er jetzt entgegen ginge, der Gründung ei-

ner auf Gottes, des allgemeinen Menschenvaters Versöhnlichkeit beruhenden allgemeinern und beruhigernden Religion erinnern, und diese Feier nicht mehr zum Andenken einer, nur Juden wichtigen leiblichen Befreiung, sondern vielmehr einer geistigen Erlösung des ganzen Menschengeschlechts betrachten, und sich seiner dabei mit Dank und Liebe erinnern möchten. Wenn ihr einst wieder so zusammenkommt, als wir jetzt versammelt sind: so habe diese Feier keinen jüdischen Nationalzweck mehr, sondern erinnert euch vielmehr meines für einen weit höhern und wichtigern Zweck getödteten Leibes und vergossenen Blutes. Das Judenthum ist alsdann schon aufgehoben, und das neue Gottesreich hat seinen Anfang gemacht. Diesen Wunsch drückte Jesus zugleich symbolisch aus, indem er den zerbrochenen Brodtkuchen mit den Worten vertheilte: das ist mein Leib; dann den Becher mit dem rothen Weine füllte, und ihn umherreichte, mit den Worten: Das ist mein Blut für euch vergossen zur Ver-

gebung der Sünden, d. i. zum Denkmal einer Versöhnlichkeit Gottes, deren ihr euch nicht erst durch kostspielige Opfer zu versichern braucht.

Wie? ging nun der Leib und das Blut Jesu, ganz oder theilweise, in das Brodt und in den Wein über? Ward beides auf eine geheimnißvolle Weise mit dem Brodte und Weine verbunden? oder gar das Brodt und der Wein in den Leib und Blut Jesu so verwandelt, daß das Brodt und der Wein nur den Schein und die Form behielt, eigentlich aber der Leib und das Blut Jesu war? Konnte irgend ein Jünger Jesu auf den Einfall gerathen, dieses sich also zu denken, da Jesus, in unveränderter Gestalt, gegen ihm über, ihm selbst das Brodt und den Wein darreichte? Und gesetzt, Jesus hätte ihm seinen wirklichen Leib und sein wirkliches Blut in, mit und unter dem Brodte und Weine mitgetheilt: was wäre das anders gewesen, als der Uebergang einer körperlichen Masse in die andere? Jeder Jünger wäre dadurch gewissermaßen zu

einem zweiten Christus, aber doch nur körperlichen Christus, geworden, welches ihm nichts geholfen hätte, wenn nicht zugleich Christi Geist mit seinem Leibe und Blute in ihn übergegangen wäre.

Die Worte: das ist mein Leib, können durchaus nicht anders, als symbolisch verstanden werden. Wer sie anders erklärt, behauptet entweder etwas, das gar keinen Sinn hat, wie Luthers in, mit und unter, oder fällt, wie die Vertheidiger der Transsubstantiation, auf baaren Unsinn. Alle denkende lutherische und reformirte Theologen sind jetzt in diesem Punkte vollkommen einverstanden. Mögt' ich es doch erleben, daß das nie genug zu preisende Beispiel, der Nassauischen Theologen überall nachgeahmt, und die unglückliche Trennung der lutherischen und reformirten Partei in allen christlichen Staaten völlig aufgehoben würde; beide Parteien sich unter dem Namen evangelische Christen, zum Unterschiede der Pabstchristen vereinigten: welch' ein Uebergewicht würde ihnen dieses nicht gegen die Macht

des noch immer im Finstern schleichenden jesuitischen Belials verschaffen, der diese Trennung von jeher so glücklich zu seinem Vortheil zu benutzen wußte. *)

Wie sehr diese Handlung unter diesen Umständen die Jünger gerührt haben müsse, kann jeder leicht denken, der Gefühl genug hat, sich in ihre Lage zu versetzen. Diese Rührung theils in sich selbst zu erhalten, theils in den Herzen der neuen Bekenner der Lehre Jesu zu erwecken, pflegten die Jünger in der Folge die feierlichen Mahle, womit sie ihre religiösen Zusammenkünfte, statt der nicht mehr gefeierten Osterlammsmahlzeit, beschlossen, mit dieser Feier des Abendmahls zu verbinden, und Brodt und Wein unter die

*) In den K. Preußischen Ländern ist dieser Wunsch des V. bereits erfüllt. In allen Städten, und selbst auf dem Lande, haben sich Lutheraner und Reformirte brüderlich vereint. Jene lassen sich die Brechung des Brodtes; diese die brennenden Lichter gefallen. Gott sey gedankt; auch das Volk wird aufgeklärter!

verbrüderten Christen, zum dankbaren Andenken an diesen ihren großen Freund, und zur Verpflichtung bleibender Treue und Anhänglichkeit, wie auch zur Befestigung dieses Brudersinnes, auszutheilen. So ward denn das, von Jesu selbst, und zunächst für seine Jünger, gestiftete Abendmahl, ein Sacrament der christlichen Kirche, d. i. ein Gebrauch von, nicht mysteriöser, sondern frommer religiöser Bedeutung, und erhielt sich in der christlichen Kirche bis auf den heutigen Tag, theils als historisches Denkmal, theils und vorzüglich, als ein feierliches Bekenntniß Jesu, und als ein erneuertes Gelübde, seiner Lehre treu zu leben und zu sterben. Wer dieses weiß, und sich gleichwohl der Theilnahme an dieser so ehrwürdigen Stiftung aus Gleichgültigkeit oder Verachtung, oder aus dem Wahne schämt, daß sie nur für den minder aufgeklärten Christen Werth haben könne, der lebt mit seiner Erkenntniß im offenbaren Widerspruche.

Weissagungen des A. T., die sich auf Jesum beziehen.

Weissagungen, als Vorhersagungen der Propheten, die sich unmittelbar auf Jesu Person, Thaten oder Geschichte beziehen, finde ich in der ganzen Bibel keine einzige. Kein Ausspruch der Propheten, der gleichsam von vornher auf Christum und seine Geschichte gedeutet werden müsse; aber vieles in der Geschichte Jesu, worauf rückwärts Aussprüche der Propheten anwendbar waren. Es war eine allgemein beliebte Methode der Schriftgelehrten zu Christi Zeiten, die Begebenheiten ihrer Zeit mit den Geschichten ihrer Vorfahren zu vergleichen, und Aehnlichkeiten zwischen beiden aufzusuchen. Fanden sich dergleichen Aehnlichkeiten zwischen zweien Thatsachen, oder konnte nur ein Ausspruch der Propheten auf ein Ereigniß ihrer Zeit angewendet werden: so hieß es: d a s g e s c h a h, a u f d a ß e r f ü l l t w ü r d e d u r c h d e n P r o p h e t e n u. s. w., wenn es gleich die Propheten in ganz ver-

schiedenen Hinsichten gesagt, und nichts weniger, als an das gedacht hatten, worauf ihr Ausspruch in der Folge bezogen wurde. Statt daß sie hätten sagen sollen: bei einer ähnlichen Veranlassung sagt David oder Jesaias; so sagten sie: David und Jesaias bezeichnen schon zu ihrer Zeit, was gegenwärtig unter uns erfolgt ist. Christus selbst scheint ihnen über diese verkehrte Auslegungsmethode des 110ten Ps. den sie vom Messias erklärten, Matth. 22, 42 ff. einen Wink zu geben. Gleichwohl wird dieser Ps. noch in der Ueberschrift unsrer lutherischen Uebersetzung für eine Weissagung von Christo erklärt. Mit vieler Weisheit scheint indessen Jesus selbst einmal, Matth. 21, 2. 3. diese Methode zu benutzen, um auf Zach. 9, 9, aufmerksam zu machen, und verfehlte seines Zweckes nicht. Der Beweis, den man daher sonst für die Wahrheit und Göttlichkeit des Christenthums aus den erfüllten Weissagungen des A. T. führte, ist daher mit Recht aus unsern

Lehrbüchern als nichts beweisend verwiesen worden.

Vernunft und Glaube.

Allerdings kann sich die Vernunft des Menschen bis zu der Idee von Gott erheben, und es gehört zu den großen Vorzügen des Menschen, das einzige Geschöpf der Erde zu seyn, welches dazu fähig ist. Giebt es daher eine Religion, deren sowohl theoretische als praktische Grundsätze die Resultate des reinen Denkens sind: so würde diese mit Recht Vernunftreligion, philosophische Religion zu nennen seyn. Allein eine reine Vernunftreligion, in so fern sie aus dieser einzigen Quelle geflossen ist, giebt es nirgends. Die Erfahrung aller Zeiten und aller Völker hat gelehrt, daß die menschliche Vernunft, gleich bei dem ersten Schritte, den sie in dieser Absicht gewagt hat, sich in ein Labyrinth von hunderttausend Irrwegen verirrt hat, aus denen sie sich ohne ariadneischen Faden nicht heraus zu finden

im Stande war. Je mehr ich darüber nachdenke, sagte der weise Simonides, was Gott sey, um desto mehr finde ich Schwierigkeiten, diese Frage zu beantworten. Die Gottheit selbst hat daher mit weiser Güte für diesen Leitfaden dadurch gesorgt, daß sich, vom Anfange des Menschengeschlechts an, die vernunftmäßigste Vorstellung von einem Gotte, als dem höchsten absoluten Urwesen, dem alles in der Welt Daseyn und Kräfte zu danken hat, durch Ueberlieferung in der Welt erhalten hat. Diese Vorstellung erhält also die Vernunft nicht sowohl durch sich selbst von innen, als vielmehr von außen, und sie wird daher zur Basis einer Religion des Glaubens, einer Religion, deren Lehrsätze durch Unterricht vom Vater auf den Sohn, und so von Geschlecht zu Geschlecht übergehn. Diese Grundsätze der ersten Glaubensreligion sind sehr einfach. Es ist ein Gott. Der Mensch bedarf dieses Gottes zu seinem Glücke, und sieht sich daher zu seiner Verehrung gedrungen. Einen Gott zu glauben wird Be-

dürfniß seiner Vernunft, in so fern, ohne diesen Glauben, er sich selbst, und die ganze Welt ihm ein unauflösbares und sehr bekümmerndes Räthsel ist, indem damit die Frage, was bin ich, und was wird einmal aus mir werden, unzertrennbar zusammenhängt.

Je mehr sich diese Religion des ersten einfachen Urglaubens unter den Menschen verlor, und je mehr die Menschen selbst sich der groben thierischen Sinnlichkeit überließen, und dadurch die Wirksamkeit der Vernunft lähmten, um desto abergläubiger und schändlicher ward, bei dem bleibenden Gefühl ihrer Nothwendigkeit, ihre Religion, wie wir an allen heidnischen Völkern gewahr werden. Wo hingegen diese einfache Religion des Urglaubens sich erhielt: da ward sie auch die Leiterin der Vernunft in dem Grade, wie diese sich entwickelte. Das zeigt sich deutlich in dem Laufe der Geschichte des A. T. bis auf Christum. Durch diesen großen Lehrer verschmolz gleichsam die Religion des Glaubens mit der Religion der Vernunft,

indem er dieser das volle Recht ertheilte, nichts auf bloße Auctorität anzunehmen, sondern alles zu prüfen, und das Beste, d. i. das Vernünftigste, zu behalten. Das Christenthum ist daher eine durch den Glauben gebildete Vernunftreligion, mithin nicht mehr etwas Gegebenes, sondern zugleich etwas Erworbenes. Durch den Vernunftgebrauch allein wird unser Glaube unser wahres Eigenthum. Der Rechenschüler, um dieses durch ein Beispiel zu erläutern, folgt anfangs bloß dem Glauben, wenn er nach der Vorschrift seines Lehrers rechnet. So bald er aber die Gründe seines Verfahrens gefaßt hat: so geht er auch seinen eignen Weg, und die Rechenkunst hört für ihn auf, Sache des bloßen Glaubens, einer bloß befolgten Auctorität zu seyn. Das, was er davon weiß, wird sein Eigenthum.

Positive, geoffenbarte Religion, Eingebung, Wort Gottes.

Eine Religion, die nicht die Frucht

eignen Nachdenkens und eigner Ueberzeugungen ist, sondern auf dem Ansehn, und dem Glauben an mündliche oder schriftliche Belehrungen beruhet, heißt eine positive Religion. Und wird nun zu gleicher Zeit gelehrt, daß die Urheber solcher Belehrungen den Inhalt derselben nicht durch eigne Vernunftkraft entdeckt und erfunden, sondern selbst durch außerordentliche göttliche Belehrung erhalten haben; so heißt eine solche Religion eine geoffenbarte, ihr Inhalt Offenbarung, und die Art der Offenbarung Eingebung, Begeisterung, und das Wort des begeisterten Lehrers hört auf, sein Wort zu seyn, und wird zum Worte der ihn begeisternden Gottheit. Fast jedes Volk, das eine positive Religion hat, schreibt derselben auch diese Eigenschaft zu, und hängt um desto mehr an derselben, je mehr es von dem göttlichen Ursprunge ihres Inhalts überzeugt zu seyn glaubt. Aber die Vernunft ist nicht leichtgläubig. Sie untersucht zuerst den Begriff der Offenbarung, und dann frägt sie: kann es dergleichen

Offenbarungen geben? an welchen Kennzeichen sollen wir sie erkennen? und giebt es für die vorgeblichen göttlichen Offenbarungen, als Thatsachen, hinlängliche Beweise?

Offenbarungen, sagt sie, sind mir, in weiterm Sinne, Entdeckungen jeder mir unbekannten Dinge; im engern, Bekanntmachungen solcher Dinge, von denen es mir selbst nicht möglich ist, Kenntniß zu erlangen, als auf dem Wege unmittelbarer göttlicher Belehrung. Und gesetzt: sie könnte die Möglichkeit einer solchen göttlichen übernatürlichen Mittheilung nicht leugnen: so behält sie sich doch das Recht vor, zu fragen: sind diejenigen Kenntnisse, die meine positive, mündlich vorgetragene, oder schriftlich bekannt gemachte, Religion enthält, wirklich von der Art, daß ihre Verfasser sie auf keinem andern Wege, als auf dem Wege einer unmittelbaren göttlichen Eingebung erhalten konnten? Sie leugnet dieses 1) in Ansehung alles Historischen, 2) auch in Ansehung der Vernunftkenntnisse. Denn eine Wahr=

heit, welche die Vernunft schlechterdings nicht aus eignen Kräften zu entdecken vermag, möchte ihr auch wol nach einer göttlichen Bekanntmachung unbegreiflich, und mithin auch unnütz und fruchtlos bleiben. Es ist daher die Frage:

In wie fern sind die Urkunden unsrer positiven Religion, das A. und N. T. Offenbarungen Gottes, Wort Gottes zu nennen?

von sehr großer Wichtigkeit, und da behaupte ich: sie enthalten für uns, im Ganzen genommen, Offenbarungen Gottes, aber im Einzelnen nichts, wozu die Verfasser einer unmittelbaren Erleuchtung und Eingebung bedurft hätten.

1. Sie enthalten Offenbarungen Gottes, in so fern wir durch sie den Gang erfahren, den Gott in der religiösen und sittlichen Erziehung des Menschengeschlechtes stufenweise zu gehen pflegt. Es giebt keine Schriften in der Welt, die uns so weit in die Urgeschichte der Welt hinauf-

führen, keine, die uns mit den religiösen und sittlichen Angelegenheiten der Menschen so bekannt machen, keine zu deren Ursprunge in Zeiten, wo die Schreibkunst eine noch so schwere und seltene Kunst war, und zu deren Erhaltung und Verbreitung in der Welt die göttliche Vorsehung so sichtbar mitgewirket hat, und noch wirket; keine, die tiefere Spuren einer sich aus der Rohheit bildenden Vernunftreligion verräth, als das A. T.; keine, die so stark auf die völlige Ausbildung einer Vernunftreligion für Denker hinarbeitet, als das N. T. Sie sind ein unverkennbar großer, kostbarer Schatz, den Gott für die Menschheit aufbewahrt hat, ohne welchen die gebildeten Nationen, und wenn sie tausend Homere, Platonen und Sokrate mehr hätten, das nicht seyn würden, was sie sind, und das ist es, warum ich sie Offenbarungen Gottes nenne, weil sie die Belege enthalten, wie Gott, ohne Wunder, und ohne gewaltsame Eingriffe in die so mannigfaltig wirkenden Kräfte des Menschen, dennoch von jeher

dafür gesorgt hat, daß, bei allen groben Verirrungen, das Total der Menschheit doch nie zur völligen Brutalität und Thierheit herab gesunken ist; das Bedürfniß religiöser und sittlicher Aufklärung vielmehr überall, wo diese Schriften verbreitet sind, immer mehr anerkannt und befördert worden ist.

Uebrigens sind alle diese Schriften rein menschliche Schriften, und enthalten keine Ideen, die ihnen durch eine wundervolle Eingebung hätten eingeflößt werden müssen. Sie müssen daher ganz wie menschliche Schriften gelesen, beurtheilt und erklärt werden.

1) Die Verfasser der historischen Schriften bedurften einer solchen unmittelbaren Eingebung nicht, weil sie nur Thatsachen aufschrieben, die ihnen bekannt waren; sie hofften auch nicht darauf, weil sie die Nachrichten, die sie der Welt mittheilen wollten, erst sorgfältig selbst sammelten, Luk. 1, 3., und dann redlich wiedergaben, was sie empfangen hatten, und gerade so wiedergaben, wie sie es em-

pfangen hatten, nach ihren eignen, gewiß nicht immer richtigen Ansichten, wie Luk. 8, 45. Wären die historischen Schriften aus einer unmittelbaren göttlichen Eingebung geflossen: so hätte man unstreitig Recht, etwas Vollendeteres in Materie und Form von ihnen zu erwarten, keine solche Widersprüche, wie 1. Sam. 16, und 17, 11—32., keine so unzusammenhängende fragmentarische Lebensbeschreibungen Jesu, sondern eine vollständige, kritisch genaue Entwickelung seiner Talente, Thaten und Schicksale von Kindheit an bis zu seiner Himmelfahrt. Selbst in religiöser und moralischer Hinsicht hätte man wol erwartet, daß der heilige Geist den David in manchen seiner Psalmen von den unsittlichen Ausbrüchen wilder Rachsucht, und die historischen Schriftsteller vor den unverschleierten Darstellungen sodomitischer Greuel bewahrt haben, und uns selbst, in Ansehung der Kriterien geoffenbarter und nicht geoffenbarter Schriften, in keiner so großen Verlegenheit gelassen haben würden.

Und nach welchen Kriterien habẹn denn nun die Sammler der heiligen Schriften, diejenigen z. B., welche, aus einer Menge zu ihrer Zeit vorhandenen Evangelien von Jesu, die vier in unserm N. T. befindlichen auswählten, entschieden, daß gerade diese, und keine der verworfenen, vom Geiste Gottes eingegeben seyen? Wer mögte diese Frage wol befriedigend zu beantworten im Stande seyn?

Woher denn nun der Glaube an eine unmittelbare Eingebung dieser Schriften? Aus ihnen selbst. Des Herrn Wort gaben die Propheten, ihrer Versicherung nach, wieder, und die heiligen Männer Gottes haben geredet, und folglich, wie man hinzusetzt, auch geschrieben durch den heiligen Geist. Aber wer erkennet nicht, daß Wort Gottes ein ganz uneigentlicher Ausdruck ist, der jede sich auf Religion und Tugend beziehende Wahrheit bezeichnet in Hinsicht auf Gott, als die Quelle aller Wahrheit. Wer findet nicht leicht den Ursprung dieses Ausdrucks in der Idee der Theokratie, nach welcher alle

Gesetze, moralische und politische, alle Staatsverordnungen, alle Kriegsreglements unmittelbar von Gott abgeleitet, und die Propheten besonders als Dollmetscher des göttlichen Willens betrachtet wurden.

Und was nöthigt uns denn, das getrieben durch den heiligen Geist anders zu erklären, als: durch den Drang eines frommen Herzens, die Nachwelt entweder über den Gang der göttlichen Vorsehung zu belehren, oder religiösen Sinn zu wecken und zu unterhalten. Früh in dem Alterthum entstand bereits die ganz poëtische Idee von Begeisterung. Man konnte sich, wie schon oben bemerkt worden, weder auffallend große und edle, noch grundböse Gedanken und Vorsätze aus der innern Selbstthätigkeit der Seele erklären, sondern schrieb sie dem Einflusse böser oder guter Geister zu. Dieses ist der wahre Ursprung des Offenbarungsglaubens, der aber doch für die Erhaltung unserer heiligen Bücher, für den Trieb, sie mit Ehrfurcht zu lesen und zu studiren, ungemein wichtig wurde. So weiß die Vorsehung

selber Verstandesirrthümer der Menschen zu weisen und heiligen Zwecken zu benutzen, ohne diesen Irrthümern durch Wunder entgegen zu wirken.

Das Alte Testament.

So nennen wir einen Theils die vorchristliche Religions- und Staatsverfassung der Juden, weil beide genau mit einander verbunden waren; andern Theils die schriftlichen Urkunden derselben, aus sehr verschiedenen, zum Theil sehr entfernten Zeiten und von eben so verschiedenen Verfassern, für uns schon ihres hohen Alterthums wegen ehrwürdig. 1) Die historischen von Moses — Nehemia und Esther. 2) Die philosophischen, die Theodice Hiobs, die Sammlung Salomonischer Gnomen, und der sogenannte, von Kelle kürzlich trefflich erläuterter, Prediger. 3) Die poëtischen; die Volksreden der Propheten, und die Sammlung der Hymnen und Lieder verschiedener hebräischen Dichter. Alle haben eine reli-

giös-moralische Tendenz, das hohe Lied ausgenommen, welches bloß in die Sammlung heiliger Bücher gekommen zu seyn scheint, nicht, wie Kelle glaubt, weil man darin das Muster zu finden glaubte, wie ein edler, guter Mensch die sinnliche Liebe besingen müsse, sondern, weil den Hebräern, nach der Rückkehr aus dem Exil, alles werth war, was sich von alten und neuen Nationalschriften noch auffinden ließ.

Alle diese Schriftsteller stellen die Menschen ihres Zeitalters gerade so dar, wie sie waren und handelten, mit allen ihren Irrthümern, Lastern und Tugenden. Moses verfolgt die Entwickelung des Menschengeschlechts von seiner ersten Wiege an durch alle Perioden der kindlichen Einfalt, dann besonders des rohen jugendlichen Alters seiner Nation, und des Beginnes ihrer Kultur, deren Fortschritte in den Davidischen und spätern Zeiten immer merklicher werden. Alles ist in diesen Schriften orientalisch-national, Denkungsart, Lebensart, Sitten, Gewohnheiten, Sprache.

Aus welchem Gesichtspunkte müssen wir also diese Schriften betrachten? Sind sie selbst ein unveränderliches System der Glaubenslehre oder der Moral? Wer mögte dieses wol behaupten? Oder dienen sie etwa zur Begründung unserer Glaubens- und Sittenlehre? Im Allgemeinen kann das auch nicht behauptet werden. Sondern sie sind einerseits Documente der verschiedenen Modificationen des menschlichen Geistes, in Ansehung der Religion, von den groben Verirrungen an der ursprünglichen Religion der Phantasie und der Sinne in Abgötterei und Fetischdienst, bis zum Durchbruch der Vernunft durch dieses Dunkel, und des nach und nach immer mehr genährten und verstärkten Lichtes derselben. Sie dienen zum Sittenspiegel, wie bei unaufgeklärten Völkern, und bei einem bloß dunkeln Gefühle des moralischen Gesetzes, Sitten und Gewohnheiten, z. B. Vielweiberei und daraus folgende sklavische Behandlung der Weiber, Sklaverei, Blutrache, grausame Behandlung der Feinde u. a., die

das Sittengesetz verbietet, einheimisch werden können, ohne daß man daraus etwas Arges hat, wie das selbst der Fall bei den Patriarchen war, die gleichwol ihrem Zeitalter als Muster der Frömmigkeit und Tugend aufgestellt werden. Der rein moralische Unterricht, den Moses seinen nomadischen Horden in den 10 Geboten ertheilte, ist doch, so sehr diese Gebote auch Beweise des scharfen Blickes sind, womit der große Gesetzgeber das Gebiet der Sittenlehre überschaute, noch viel zu dürftig, noch viel zu sehr für den Kinderverstand seiner Nation berechnet, als daß er für unsre Zeiten hinreichen sollte. Dieses ist jetzt wol unwiderspreclich ausgemacht. Es kommt also alles theils auf den Gesichtspunkt an, aus welchem die Schriften des A. T. betrachtet gelesen werden, theils auf den moralisch-religiösen Sinn, mit welchem sie gelesen werden. So wie sie dem Geschichtschreiber und dem Philosophen, als die ältesten Urkunden des Menschengeschlechts, von außerordentlicher Wichtigkeit sind: so wird der redliche, fromme

Leser gewiß Manches in ihnen finden, was sein Herz in dem Glauben an eine weise und wohlthätige Gottesregierung stärken, und zum Dankgefühle der großen Wohlthat erhöhen kann, nicht mehr zu sitzen in Finsterniß und Schatten des Todes, sondern hindurch gedrungen zu seyn zum Lichte der Wahrheit und der Freiheit.

Das Neue Testament

enthält die Urkunden unsres Christenthums, Urkunden, deren Entstehung noch sehr dunkel und unentwickelt ist, deren Daseyn wir indessen als eine unschätzbare Wohlthat unsres Gottes anzuerkennen haben. Denn ohne sie wäre das Christenthum vielleicht nicht zu uns hindurch gedrungen, und wir wüßten vielleicht so wenig von Christo, als wir von den Schicksalen und Wirkungen derjenigen Apostel wissen, von denen uns Lukas in seiner Geschichte der Apostel nichts berichtet hat. Wie bekannt, besteht das N. T. in den fünf historischen Schriften der Evangelisten, in den be-

lehrenden Sendschreiben der Apostel an einige der ersten christlichen Gemeinen und einzelne Personen, und in der sogenannten Offenbarung Johannis, einer mit kühner orientalischer Phantasie geschriebenen poëtischen Schrift, deren Thema der Wunsch und die Hoffnung ist, daß endlich das Christenthum über Judenthum und Heidenthum den vollständigsten Sieg erhalten werde.

Die Evangelisten Matthäus und Johannes schreiben, was sie selbst von Jesu gesehn und gehört hatten, so wie sie sich dessen, indem sie schrieben, erinnerten. Markus und Lukas, Schüler der Apostel, excerpiren den Matthäus, und Lukas folgt noch andern mündlichen und schriftlichen Nachrichten. Dem Johannes ist es hauptsächlich darum zu thun, seine Leser mit den unschätzbaren mündlichen Belehrungen Jesu selbst bekannt zu machen. Sie berichten, als ehrliche Männer, was sie wußten, und was sie, nach den Ansichten, aus welchen sie die Sache betrachteten, für wahr hielten. Ihre Nachrichten sind indessen doch

nur dürftige Bruchstücke, bei denen uns noch vieles zu wünschen übrig bleibt, welches wir von einer unmittelbaren Eingebung, wie gesagt, allerdings zu fodern berechtigt gewesen wären. Ueberall Beweise eines gänzlichen Mangels an historischer Kunst, Verbindungen der Zeit nach getrennter Begebenheiten, und Trennung anderer, die zusammen gehören. Nirgends bestimmte Nachweisungen der Quellen. Ueberall Einmischungen eigner Vorstellungen und Ansichten. Matthäus z. B. findet überall Andeutungen im A. T. Lukas sieht überall Engel, Dämonen und Wunder. Mit einem Worte: als historische Schriftsteller haben die Evangelisten nur einen sehr geringen Werth. Aber was hätten wir denn von Jesu ohne sie? Müssen wir es nicht mit Dank erkennen, daß sich in ihnen Männer fanden, die dafür sorgten, daß doch wenigstens ein beträchtlicher Theil des Lebens und der Thaten Jesu auf die Nachwelt kam? Dürfen wir es ihnen anrechnen, daß sie keine Gelehrte waren, und müssen wir ihnen nicht

vielmehr danken, daß ein unverkennbar unwiderstehlicher Trieb sie leitete, der Nachwelt mitzutheilen, was ihnen selbst so heilig und wichtig war?

Es ist wol ausgemacht, daß es anfänglich mehrere schriftliche Nachrichten von Jesu gegeben habe. Allein unter allen scheinen doch diese vier Evangelien diejenigen gewesen zu seyn, die man früh für die glaubwürdigsten, am wenigsten durch Zusätze entstellten gehalten, und daher in den Kanon, d. i. in die Sammlung christlicher Urkunden, aufgenommen hat.

Die Briefe der Apostel an die von ihnen gestifteten Gemeinen sind ganz local, ganz nur für ihre Zeiten bestimmt, und sie haben vielleicht selbst nicht darauf gerechnet, daß sie noch nach 1800 Jahren zum Grunde des Unterrichts in ganz anders geformten, ganz anders gebildeten Christengemeinen dienen würden. Dieses wurde durch die Achtung der ersten Gemeinen für diese Sendschreiben, durch die Mittheilung derselben an mehrere Gemeinen, durch die vielen Abschriften, welche

diese Mittheilungen nöthig machten, und durch die Sorgfalt der ersten Christen bewirkt, daß keines derselben verloren ginge, kein falsches untergeschoben, und kein wahres verfälscht würde. Jetzt dienen uns nun diese Briefe zu einem schätzbaren Belege der mannigfaltigen Anwendungen, welche die Apostel von der Lehre Jesu zur Aufklärung und zur Besserung ihrer Zeitgenossen machten. Und ist das nun nicht Offenbarung Gottes, die einzige unleugbare Offenbarung Gottes, die auf dem Wege der Geschichte bewiesen werden kann, da dieser Beweis auf keinem andern Wege möglich ist? Selbst der Mangel der historischen Genauigkeit und Vollständigkeit, die der gelehrte Bibelforscher an den Evangelien vermißt, und die natürlichen Schwierigkeiten überhaupt, die die Erklärung so wol des A. als des N. T., der Entfernung der Zeiten, der Oerter, der Sitten und Gewohnheiten, der Sprachen wegen, in denen sie geschrieben sind: hat nicht dieses alles gemacht, daß kein Buch in der Welt mehr gelesen, mehr studirt, mit mehrerm

Aufwande von Gelehrsamkeit erläutert worden ist, als die Bibel; gemacht, daß der Inhalt derselben zu einem weitläufigen Fache der gelehrten Erkenntniß, zur Theologie geworden ist? Und ist das nicht Offenbarung Gottes, eine freilich nur mittelbare Offenbarung, der wir aber doch den hohen Grad der Aufklärung zu danken haben, dessen wir uns als gebildete Christen freuen?

Die Offenbarung Johannis ist, wie gesagt, ein Gedicht, in einem sehr kühnen orientalischen Schwunge, und in einer prophetisch-bilderreichen Sprache, an die wir nicht gewöhnt sind, und die daher auch ein gewisses geheimnißvolles Dunkel über die ganze Schrift zu verbreiten scheint. Es ist Thorheit, Weissagungen individueller Begebenheiten unsrer Zeiten, z. B. Steigen und Sinken des Pabstthums, Napoleonische Weltstürmerei u. s. w., darin zu entdecken, so leicht auch einige Aussprüche dieses Buches, eine zwanglose Anwendung auf Begebenheiten unserer Zeiten verstatten möchten, da in der Welt nichts

Neues geschieht, und die einzelnen Theile der Weltgeschichte, bei aller anderweitigen Verschiedenheit, doch immer etwas haben, worin sie äußerlich einander ähnlich sind. Nichts bezeichnet daher deutlicher, wie man Weissagungen im A. T. hat finden können, als diese Anwendung der Offenbarung Johannis auf unsre Zeiten. Man schloß, nicht wie man hätte schließen sollen: einen ähnlichen Zustand, als den gegenwärtigen, bezeichnen schon Johannes, oder die Propheten; sondern man schloß: der von Johannes oder den Propheten bezeichnete Zustand der Dinge, ist der gegenwärtige.

Resultat.

Die Bibel, so wol das A. als N. T., ist also eine Sammlung rein menschlicher, durch gewöhnliche, nicht einmal außerordentliche, Geisteskraft der Menschen, wie man sie bei solchen Schriftstellern, unter solchen Umständen, erwarten konnte, ohne wundervollen Einfluß der

Gottheit, entstandener Schriften, gleich den Schriften eines Plato, Cicero u. a. Weisen des Alterthums. Was darin Offenbarung ist, ist der Gang der Geschichte, wodurch Gott für die Erhaltung und allmählige Entwickelung religiöser und moralischer Begriffe unter den Menschen gesorgt, und das gänzliche Versinken derselben zur thierischen Rohheit verhindert hat. Das Vernunftmäßige, das den Geist und das Herz des Menschen ansprechende, das Wahre, sittlich-Große und Edle darin, das ist Gottes Wort, Gottes heiliges Wort, das ich überall vernehme, wo eine Wahrheit auf meine Vernunft und auf meine Gesinnung wirkt.

Als rein menschliche Bücher müssen sie daher auch menschlich, d. i. nach eben den Grundsätzen und Regeln, erläutert werden, wie jedes andere menschliche Buch; oder es gehörte wieder eine besondere Eingebung und Erleuchtung Gottes dazu, diese Schriften zu verstehen, und sie gehörig zu würdigen. Das zu erklärende Buch oder Stelle muß 1) kritisch

berichtigt, und nach sichern Grundsätzen dargethan seyn, daß der Verfasser so und nicht anders geschrieben habe, oder etwas, so wie es dasteht, nicht habe schreiben können, z. B. Joh. 8, 1—11. 1. Joh. 5, 7., 2) muß der grammatische Sinn erforscht, d. i. aus der Sprache gezeigt werden, was die Stelle für einen Sinn nach den Worten haben kann, und 3) muß der Inhalt geprüft werden, den das grammatische Resultat giebt; ob es ein rein historischer, dogmatischer oder moralischer Satz, oder bloß Hülle und Einkleidung eines solchen Satzes, Wahrheit oder Dichtung sey, wie Hos. 1, 1 ff., die Versuchungsgeschichte, Matth. 4., oder in der Abendmahlsformel: das ist mein Leib, das ist mein Blut; ob etwas allgemein, oder bloß in gewissen Beziehungen gesagt sey, z. B. Matth. 6, 31. Aehnliche Begebenheiten und Aussprüche müssen sorgfältig mit einander verglichen, und der Zweck des Schriftstellers aus dem Zusammenhange erwiesen werden. Dazu muß sich der Exeget ganz in die damaligen Zeiten,

in welchen der Verfasser schrieb, zu versetzen wissen, und die Denkungsart, Sitten und Gewohnheiten dieser Zeiten zum Maaßstabe seiner Erklärung machen, folglich ihnen keine Vorstellungen leihen, von denen sie nichts wußten, oder nichts wissen konnten, die Apostel nicht zu speculativen Metaphysikern machen, aber auch aus ihren individuellen Ansichten und Zeitideen keine allgemeinen Glaubensformeln ableiten. Was denn nun aber als reines theoretisches oder praktisches Resultat aus einer solchen Erklärung hervorgeht, das darf keiner anerkannten Vernunftwahrheit widersprechen. In Ansehung dieser reinen Vernunftkenntnisse ist kein einziger der heiligen Schriftsteller des A. und N. T. von Irrthümern frei zu sprechen, die selbst auf ihre religiösen Aeußerungen Einfluß haben, und vergebens bemüht sich der verdienstvolle sel. Cramer in seiner Psalmenübersetzung, die wilden Ausbrüche der Rachsucht Davids mit der unmittelbaren Eingebung des heiligen Geistes in Harmonie zu bringen. Selbst

die ganze Lehre von den Engeln und Teufeln, so überzeugt auch die Apostel selbst von ihrer Wahrheit seyn mogten, kann, als Zeitidee, keinen Artikel unsrer Glaubenslehre ausmachen. Mit einem Worte, der grobe Supernaturalismus, der die h. Schriftsteller, als vom Geiste der Gottheit geleitet, von allen Irrthümern, sowol theoretischen als praktischen freispricht, ist unstatthaft, und muß dann nothwendig auch die Richtigkeit der Paulinischen Art zu schließen, z. B. Gal. 2, 22 ff. anerkennen, und sein Benehmen, Ap. Gesch. 23, 3 — 5. bei einer Gelegenheit, wo dieser h. Geist besonders auf ihn einwirken, und ihn vor allen Mißtritten verwahren mußte, für rein moralisch halten.

Man kann allerdings den Satz als richtig anerkennen: die h. Männer Gottes haben geredet, (auch wol geschrieben,) getrieben durch den h. Geist, wenn dieser Satz nichts anders heißt, als: ihre Reden und Schriften sind Producte eines heiligen, frommen Triebes, Religion, Gottesfurcht und Tugendsinn

zu befördern. Nichts aber kann uns berechtigen, einen wundervollen Einfluß der Gottheit bei diesem ihren Geschäfte anzunehmen, der ihnen die Materialien, wol gar die Worte, zugeführt, und sie zugleich, bei dem Vortrage derselben vor allen Irrthümern verwahrt hätte. Keine Distinction zwischen theoretischen und praktischen Irrthümern kann hier statt finden, da den praktischen Irrthümern immer zuerst theoretische zum Grunde liegen. Wie reich war der theoretische Irrthum von der Existenz und physischen und moralischen Wirksamkeit des Teufels an verderblichen praktischen Irrthümern Jahrhunderte lang! Wären den h. Schriftstellern, bei bloß leidender und nicht thätiger Kraft ihres Geistes, Ideen zugeflossen, die sie nie vorher hatten, und haben konnten: wie würden sie nicht über ein solches Wunder haben staunen müssen, wie ein Mensch über sich selbst erstaunen müßte, der, wenn er kaum die Zahlen kennt, auf einmal sich in den Stand gesetzt fühlte, eine Kometenbahn zu berechnen.

Vernunftreligion, Religionsparteien, Kirchenglaube.

Der große, heilige, nicht zu verkennende Zweck, den die Gottheit durch die h. Schrift geoffenbaret hat, ist der: das Menschengeschlecht allmählig, seinem jedesmaligen Fassungsvermögen gemäß, zu einer Vernunftreligion zu leiten, durch welche es im Stande seyn könnte, sich zur höchsten Stufe sittlicher Vollkommenheit emporzuschwingen. Diese erhabene Tendenz hat kein einziges anderes Buch des Alterthums, als die Bibel. Das Hauptthema des ganzen A. T. ist: der Gott eurer Väter, ihr Israeliten, ist kein eingebildeter Götze, kein Fetisch. Er ist der alleinige Urheber und Herr des Weltalls, Herr aller Herrn, König aller Könige, unsichtbar, in keinem Bilde darzustellen, euer oberster Monarch, der euch seine Befehle durch seine Propheten kund thun läßt, unbedingten Gehorsam aus Ehrfurcht und Liebe

fodert, euch Gnade und Glückseligkeit verheißt, wenn ihr ihm treu bleibt, aber euch auch zu strafen drohet, wenn ihr ihn abtrünnig verlaßt, und seine Gebote übertretet. Je roher und sinnlicher das Nomadenvolk der Israeliten war; je weniger es selbst Begriffe von Vernunftgeboten, als göttlichen Geboten, hatte, um desto nothwendiger war es, jenen Satz ihm auf alle mögliche Weise zu versinnlichen, durch Pomp religiöser Gebräuche, und heilige Mysterien diesen Glauben, und diese fromme Scheu vor dem Jehovah in ihren Seelen zu erhalten.

Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten. Das ist das Thema, welches das N. T. in allen seinen Theilen durchführt. Es entfernt von diesem Geiste der Gottheit alle zu kleinlichen, zu sinnlichen Vorstellungen, die das mosaische Kinderalter noch nicht entbehren konnte, stellt diesen Gott nicht nur als das höchste und mächtigste, sondern

auch als das liebenswürdigste Wesen, als allgemeinen Menschenvater dar, verbindet die Verehrung dieses Gottes mit dem ganzen Seyn, Denken und Handeln des Menschen, setzt sie in dem Streben nach Gottes Bilde, nach Gott ähnlicher Gesinnung, und schränkt die Bestimmung des Menschen nicht bloß, wie die mosaische Religion, auf dieses Leben ein, sondern verheißt der Tugend einen ewigen Lohn in einer bessern Welt, da jeder Lohn in der gegenwärtigen veränderlichen Welt für sie zu klein ist. Wo hat vorher ein Mensch so herzerhebende, beruhigende Wahrheit gelehrt? Ist irgend etwas Offenbarung und Wort Gottes, Kraft Gottes, selig zu machen, alle die daran glauben: so ist es diese einfache, jedem Menschen verständliche Lehre.

Die nähern Bestimmungen dieses Satzes, die Erläuterungen desselben, die Beweise, worauf er beruhet, und eine Menge geschichtlicher, exegetischer und philosophischer Nebenfragen, die sich dabei aufwerfen lassen, haben nun die Christen nach

verschiedenen Ansichten in Systeme gebracht, sich nach der Verschiedenheit ihrer Ansichten, welche besonders die philosophischen und exegetischen Nebenfragen, deren manche gar nicht hätten aufgeworfen werden müssen, in Parteien getheilt, jede Partei ihre Ansichten durch Symbole beurkundet, und nach denselben die Form ihrer Gottesverehrungen eingerichtet. Dieses ist der Kirchenglaube, der sich dem Vernunftglauben um desto mehr nähert, je mehr er jenen Hauptsatz, worin alle Christen übereinstimmen, in den Seelen der Christen zu befördern geeignet ist; aber auch um desto verwerflicher ist, je mehr er davon abführt, die Vernunft zu verleugnen gebietet, Aberglauben erzeugt, und durch Werkheiligkeit Tugendsinn erstickt.

Das vernünftige Christenthum, das nur aus jenen einfachen Sätzen, Glauben an Gott, Glauben an Jesum, Glauben an die Verbindlichkeit zur Tugend und an Unsterblichkeit besteht, oder, wie Paulus sagt, auf Glauben, Liebe und Hoffnung beruht, ist unveränderlich. Der Kirchen-

glaube ist veränderlich, je nachdem sich die Ansichten des geschichtlichen, exegetischen und philosophischen, worauf er sich stützt, verändern und berichtigen. Auf einen solchen Kirchenglauben schwören lassen, ist wahrer Unsinn und schreckliche Gewissenstyrannei. Schwören kann Jemand, daß er gegenwärtig etwas glaube; nicht, daß er es künftig noch glauben werde oder wolle.

Zu irgend einer christlichen Partei, zu irgend einem Kirchenglauben muß sich jeder Christ durch Theilnahme an den öffentlichen Gottesverehrungen und an der Feier des h. Abendmahls bekennen, das fodert die Dankbarkeit gegen das Christenthum, das ist er seinem Gewissen, und seinen Mitbürgern schuldig. Allein über die einzelnen Lehrsätze des Kirchenglaubens, in so fern sie Resultate exegetischer, historischer oder philosophischer Forschungen sind, muß es jedem Christen frei stehen, nach eigner Einsicht zu urtheilen, und dieses Urtheil auch wol frei zu bekennen, ohne deswegen verketzert und in Bann gethan

zu werden, ohne es jedoch irgend Jemandem aufdringen zu wollen. Denn was nicht aus dem Glauben geht, wie Paulus sehr richtig bemerkt, d. i. nicht aus eigner Ueberzeugung hervorgeht, das ist Sünde, weil es Heuchelei, weil es Lüge ist. Und dieses ist denn auch das große Vorrecht der evangelischen Kirchenpartei, an keinen menschlichen Machtspruch, an keinen Pabst, selbst an kein Symbolum seiner Kirche gebunden zu seyn, sondern frei sich seinen Glauben selbst aus den einzigen Urquellen desselben, den Belehrungen Jesu und der Apostel entwickeln zu dürfen, wofern er dazu Verstand und Einsicht hat. Der evangelische Christ muß dafür sorgen, daß das Herz fest werde, immer fortschreiten in seiner Erkenntniß, sie immer zu berichtigen, zu erweitern, und seiner Vernunft immer mehr anzupassen suchen. Wer nicht kann selbst prüfen und selbst denken, der halte sich an den praktischen Theil des Christenthums, an den einzigen Satz, den alle Religionsparteien für wahr erkennen: Ich muß ein guter Mensch zu wer-

den streben, redlich die Pflichten jedes Augenblicks zu erfüllen suchen, um meinen Christenglauben, meine Ehrfurcht, Dankbarkeit und Liebe gegen Jesum zu beweisen, und seiner Verheißungen mich getrösten zu können. Wer meine Gebote hat, und hält sie, sagt Jesus Joh. 14, 31. der ist's, der mich liebet. Daran hält er sich, und entschlage sich aller Grübeleien. Dieses ist der richtige Mittelweg, auf welchem er sich einerseits vor aller Schwärmerei, andererseits vor allem Unglauben und frevelnder Spötterei bewahren wird.

Gemüthsglaube.

Einen solchen Glauben forderte Christus allerdings von seinen Zeitgenossen. War dieses aber ein blinder Glaube, der alles Zweifeln untersagt, und alles Forschen verpönt? Ein Glaube, wie ihn der Pabst, und selbst einige schwärmerische Protestanten verlangen, um über-

all mit ihrem Kirchenglauben in Ehren zu bleiben.

Ja, es war ein blinder Glaube, wenn man das einen blinden Glauben nennen will, wenn z. B. ein Rechenschüler sein Regel de Triexempel nach der Anweisung berechnet, die ihm sein Lehrer giebt, und sich dann aus der Erfahrung überzeugt, daß er immer ein richtiges Resultat erhält, wenn er, nach jener Anweisung, richtig rechnet. Der Schüler bekommt zuerst einen Erfahrungsglauben, und ein solcher Glaube ist doch gewiß nicht blind zu nennen, weil er auf dem sichern Schlusse beruht: jedesmal wenn ich richtig rechne, oder tausend andere richtig, nach der Anweisung meines Lehrers, rechnen: so treffen sie immer auf das richtige Resultat. Es muß daher ein Grund vorhanden seyn, aus dem sich diese Erscheinung als eine nothwendige Folge erklären läßt, den ich aber jetzt noch nicht weiß. Wenn daher Jesus Glauben foderte: so verlangt' er fürs erste nur Zutrauen zu seiner Person, und zu der Redlichkeit und Wohlthätig-

keit der Absichten und Zwecke seiner Thaten, und überließ es denen, welche die Erfahrung davon gemacht hatten, den Schluß auch auf die Wahrheit und Wohlthätigkeit seiner Lehre zu machen, wenn sie gleich noch nicht im Stande waren, diese Wahrheit aus ihren innern Gründen selber abzuleiten. Sollten sie denn das aber niemals lernen? sollte ihr Glaube sich nie zu einem Vernunftglauben erheben? nie ein geprüfter Glaube werden? und war es nicht das größte Hinderniß der Lehre Jesu, daß seine Zeitgenossen dazu so wenig fähig waren? Klagt er nicht selbst darüber, wenn er einmal sagt: wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet: so gläubet ihr nicht? Führt er nicht, Joh. 4, die Samariterin selbst auf den Vernunftglauben: Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten? Und hat jemals ein Apostel Jesu verlangt, daß man ihren Lehren blindlings glauben solle?

Freilich giebt es Gegenstände, und zwar die ersten und heiligsten Gegenstände der Religion, Gott und Unsterblichkeit, die weit über die Vernunft erhaben, nicht von ihr ergründet werden können; gleichwol aber so dringendes Bedürfniß der Vernunft und des Herzens sind, daß ohne Glauben daran der Mensch das unglückseligste Geschöpf der Erde seyn würde. Diese fodern freilich einen gemüthlichen, kindlichen Glauben. Aber auch dieser darf doch nicht ungeprüft seyn. Denn ein ungeprüfter Glaube an Gott wird Heidenthum, je mehr die Einbildung dabei die Stelle der Vernunft vertritt, und der ungeprüfte Glaube an Unsterblichkeit schafft die Gespensterfurcht, und Schwedenborgische Schwärmerei.

Aber was sagt uns denn Herr Claus Harms in seinen wunderlichen 95 Thesen? Irret euch nicht, spricht er, die Worte Pauli: Prüfet alles ꝛc. gehen gar nicht auf den Glauben. Dieser bedarf und verträgt keine Prüfung, und ein anderer berühmter Professor verlangt von

den Candidaten der Theologie weiter nichts, als ein auswendig gelerntes Compendium der Theologie, und dann steife Beharrlichkeit bei demselben, ohne die geringste Abweichung, weder zur Rechten, noch zur Linken; also einen wahren Köhlerglauben. Phantasten, Schwärmer, oder Paradoxienjäger! denkt ihr denn gar nicht daran, wohin das führt?

Es ist doch so herzerhebend, sagte mir einmal ein Franzose, sich bei der Feier des heiligen Abendmahls das praesens numen in der geweiheten Hostie zu denken. Ich, erwiederte ich ihm, finde das praesens numen überall, in dem gestirnten Himmel, in dem Wurme unter meinen Füßen, in mir selbst, in meinem Gewissen, und fühle gar kein Bedürfniß, es mir in einem Stücke gebackenen Mehlteigs zu versinnlichen.

Fröschel, ein Zeitgenosse Luthers, disputirte einmal mit einem seiner Freunde über die Frage: ob denn wol Maria ohne Erbsünde empfangen sey? Fröschel überzeugte ihn, vermuthlich weil er ihm

bewies, daß die ganze Frage Unsinn enthalte, und trieb ihn so in die Enge, daß er gestand: er könne nicht anders, als ihm Recht geben. Aber, setzte er hinzu, es ist ja doch so heilig und so fromm, zu glauben, daß Maria ohne die Erbsünde empfangen sey. Das ist nun der Glaube, den unsre heutigen Glaubenshelden verlangen. Und was kann man nicht aus diesem Glauben alles machen? Ist er nicht die einzige Stütze des Papismus? Es ist doch so heilig und so fromm, so süß, so herzerfreuend, sagte Schiller in den Göttern Griechenlandes (ob es sein Ernst war, weiß ich nicht), sich einen Bacchus als den Bildner und Freudengeber der Menschen; die Venus als die erzeugende Kraft der Natur, sich alle Flüsse voll hübscher Nymphen, alle Wälder voll hübscher Dryaden zu denken.

Es ist doch so heilig und so fromm, kann der Päbstler sagen, in einem Mönche sich den heiligsten Vater auf Erden, den Stellvertreter Gottes zu denken, der Sünden vergeben, selig sprechen und ver-

dammen kann, und aus dessen Munde und Feder nichts als Gottes ewige Wahrheit fließt. Es ist so heilig und so fromm, zu glauben, daß ein vom Pabst gemachter Heiliger, ein Bettler Labre, Wunder thue, allwissend sey, mein Gebet erhöre und durch seine Fürbitte den unveränderlichen Gott bewegen könne, seinen ewigen Rathschluß zu ändern. Es ist so heilig und so fromm, vor einem prächtig geputzten, hölzernen oder steinernen Marienbilde zu knien, und zu erwarten, ob es mir zu Gunsten nicht mit dem Kopfe nicke, oder die Augen verdrehe. Zu was für Gefühlen werd' ich nicht erhoben, wenn ich in der casa santa zu Loretto denke, in diesem Hause ward der Erlöser geboren; dieses Haus ward von dem Engel Gabriel von Bethlehem nach Loretto getragen. Ist es aber nicht gerade dieser grundlose Glaube, den man jetzt wieder verlangt, nachdem man froh seyn sollte, die Freiheit errungen zu haben, über die Gründe seines Glaubens forschen, mit eignen Augen sehen zu dürfen, ohne gezwungen zu seyn,

sich der Brille zu bedienen, die rechthaberische Bischöfe, oder herrschsüchtige Päbste nach ihren Augen geschliffen hatten. Kurz, welcher Unsinn kann nicht auf diesen frommen, vernunftscheuen Gefühlsglauben gebauet werden? Ich gebe es zu, daß er eine gewisse, aber gewiß nicht heilsame Ruhe, wie Herr Carl van Eß in seiner erbärmlichen, zur Verunglimpfung der Reformation geschriebenen kleinen Religionsgeschichte sagt, vielmehr eine Schlafsucht des Geistes, wenn ich so reden darf, bewirken könne, daß der Spanier z. B. sich recht wohl befinde, wenn er sagen kann: ich glaube; ob's wahr ist, das überlasse ich den Priestern, und daß er denn auch mit Freuden den Ketzer brennen sehen könne, der ihm, seiner Meinung nach, diese Glaubensruhe zu rauben suchte. Sagt nur selbst, ihr alle meine aufgeklärten evangelischen Mitbrüder: ist nicht diese Glaubensruhe bis auf den heutigen Tag die Stütze des Pabstthums, und alles noch die Menschheit schändenden, noch jetzt im Pabstthume herrschenden dicken, kaum et-

was verfeinerten Aberglaubens, als er in dem Buche confirmitatum S. Francisci ausgesprochen ist? aller Satzungen der Kirche, die im Grunde doch nur das Machwerk stolzer Rechthaberei, schlauer italienischer Politik, oder gar der Hab- und Herrschsucht sind? Werden nicht darum die trefflichsten Schriften in allen katholischen Ländern verboten, weil sie die Vernunft erwecken, und diesen Glaubensschlaf bei dem einen oder dem andern stören könnten? Es ist ein Triumph des evangelischen Schriftchristenthums, daß es kein einziges katholisch-dogmatisches Buch verbietet, noch zu verbieten Ursach hat, sicher, daß es keinen evangelischen Christen, dem seine Bibel genug ist, und der sie sich selbst aus richtigen Grundsätzen zu erklären versteht, zum Abfall verführen wird, er müßte denn ein Fanatiker oder ein heilloser Heuchler seyn, dem jede Religionsform, um äußerer Vortheile willen, gleichgültig ist, weil er gar keine Religion hat. Ein Drittes giebt es hier nicht. Sich blindem Compendienglauben überlassen, und sich sel-

der das Denken darüber zu verbieten, halte ich für die schwerste Versündigung, die Jemand an sich selber begehen kann. Wir wollen sie nicht richten! Mögen sie sich bei ihrem dunkeln Gemüthglauben wohl befinden! Wir wollen es ihnen gönnen. Wenn sie es aber darauf anlegen, wie Claus Harms, auch andern die Augen zu verbinden: dann wehre, dann rette wer retten kann.

Soll die Bibel ein Volksbuch seyn?

Allerdings. Denn die Bibel dem Volke entziehen, heißt nichts anders, als ihren Inhalt dem Volke verdächtig machen, oder fürchten, daß das Volk, durch die Bibel verleitet, etwas, unsern Wünschen nicht gemäß, glauben oder nicht glauben werde. Herr van Eß hat sich daher in der Vorrede zu seiner Uebersetzung des N. T. sehr geirrt, wenn er versichert, es sey den Grundsätzen seiner Kirche vollkommen gemäß, das Volk mit der Bibel bekannt zu machen, und Pius der Siebente

hat durch seine, ihm wahrlich nicht zur Ehre gereichende, Bulle an den Bischof von Gnesen ihm das Gegentheil bewiesen, und muß es, wenn er consequent handeln, und alle selbst erfundenen Dogmen seiner Kirche, z. B. von den abergläubigen, und, man mag sagen, was man will, abgöttischen Verehrung der Heiligen und der Reliquien, von seiner Unfehlbarkeit, von seinem Canonisationsrechte, vom Ablaß, vom Fegefeuer, vom unnatürlichen Cölibate der Geistlichen, von der Verdienstlichkeit des faulen Mönchslebens, von Ketzerverfolgung und Glaubensinquisition, Anbetung der Hostie im Meßopfer u. s. w., wovon kein Wort in der Bibel steht, oder die aus ganz mißverstandenen Stellen der Bibel gefolgert werden, bei dem Volke in Ehren erhalten will. Dieses Bibelverbot, und der Index librorum prohibitorum sind der sicherste Beweis von der beständigen Furcht des Pabstes vor der Aufklärung des Volkes, die er, um seiner päbstlichen Existenz willen, gar nicht wünschen darf. Wer verbietet denn dem evangelischen

Christen, irgend ein katholisches Buch zu lesen? Man weiß es, daß es unmöglich ist, daß ein aufgeklärter Protestant (denn von Schwärmern, oder von Menschen, die um zeitlicher Vortheile willen, ihren Glauben zu verleugnen, kein Bedenken tragen, ist, wie gesagt, die Rede nicht,) durch ein solches Buch belehrt, mit voller Ueberzeugung ein Päbstler werden könne.

Allerdings muß also die Bibel ein Volksbuch werden. Wenigstens darf keinem im Volke, auch dem geringsten nicht; der Gebrauch der Bibel untersagt werden; nur muß dafür gesorgt werden, daß sie auch ein nützliches Volksbuch werden könne.

Der große und heilige Zweck, der sich jetzt überall bildenden Bibelgesellschaften, auch dem ärmsten die Bibel in die Hand zu geben, und ihm den Gebrauch derselben zu erleichtern, ist gar nicht zu verkennen, und verdient auf alle mögliche Weise befördert zu werden. Aber was hilft dem Volke dieses so verschlossene Buch, wenn man ihm den Schlüssel dazu versagt, wenn

es nirgends Belehrung findet, wie, und wozu es die Bibel lesen müsse, wenn es nie in den Standpunkt gesetzt wird, ihren Inhalt richtig zu beurtheilen und anzuwenden. Denn außerdem gleicht die Bibel einem Arzneimittel, dessen Mißbrauch unvermeidlich ist, wenn es nicht vorschriftmäßig genommen wird.

Gesetzt nun auch, man wolle dem Volke keine neue Uebersetzung der Bibel in die Hände geben, wozu Luther, der redliche Mann, gewiß selbst rathen würde, wenn er wieder unter uns aufstehen sollte, sondern man wollte Luthers Uebersezzung beibehalten, weil sie einmal ein kanonisches Ansehn erhalten hat: so müßte sie durchaus in den fehlerhaften Stellen verbessert, und mit den nothwendigsten Einleitungen, Summarien und erläuternden Anmerkungen versehen seyn, wenn die Lust, die Bibel zu lesen, bei dem Volke erweckt, und der möglichen Mißdeutung dunkler Stellen vorgebeugt werden solle. Eine so elende Anleitung, die Bibel zu lesen, als Gotthilf August

Frankens, vor den Cansteinschen Bibelausgaben, kann gar nichts helfen, und die falschen, mystischen Ueberschriften der Kapitel, z. B. Zach. 3, 6. 8. 2. Sam. 7. u. a., müssen mit richtigern vertauscht werden, welches bei den trefflichen Einleitungen in das A. u. N. T. von Michaelis, Eichhorn, Augusti, Hähnlein, Hug u. a. gar nicht mehr schwer seyn kann. Auch sieht der Verfasser nicht ein, wie eine solche Volksbibel, wie sie der Pred. Meineke neulich, im Anzeiger der Deutschen, in Vorschlag brachte, darum verwerflich seyn sollte, wie Jemand in der A. H. Lit. Zeit. darüber urtheilte, weil ihre Erklärungen mit den Ansichten einzelner Theologen (doch wol nicht schwärmerischer oder hyperorthodoxer) nicht übereinstimmen mögten, wenn nämlich von einer Bibel für evangelische Christen die Rede ist. Die Hauptsache bei einer solchen Bibel müßte seyn 1) die Leser jedesmal mit den Zeit- und Localumständen, Sitten und Gewohnheiten des Volks, unter dem der Verfasser lebte, und für welche er schrieb,

bekannt zu machen, 2) wo eine Stelle verschiedene Ansichten verstattet, wie Matth. 4., dies ehrlich anzugeben, 3) die Leser vor falschen Schlüssen, die sie aus manchen Stellen ziehen könnten, zu warnen, 4) besonders zu zeigen, wie sie das Moralische, und die vielen schönen und herzerhebenden Stellen zu ihrer Veredelung zu benutzen haben. Man fodert ja, und das mit Recht, von dem Theologen, daß er in seinen Kenntnissen immer fortschreite, um ein desto besserer Lehrer des Volkes werden zu können. Kann es denn nun wol zu wünschen seyn, daß von dem Lichte, das ihn erleuchtet, gar kein Strahl auf das Volk falle, das durch ihn erleuchtet werden soll, und allein durch ihn erleuchtet werden kann? Eine solche, nicht von einem, sondern von vielen anerkannt redlichen, grundgelehrten Theologen (keinen mystischen Schwärmern und Sectirern, keinem leichtsinnigen Barth) gemeinschaftlich bearbeitete Volksbibel, müßte für den christlich-gesinnten und denkenden Staatsmann, Officier, Juristen, Arzt, Kauf-

mann, und jedem Nichttheologen, jedem frommen Hausvater, ein sehr erwünschtes Geschenk seyn. Um sie so äußerst wohlfeil, als möglich, liefern zu können, dazu müßten die Bibelgesellschaften Geld sammeln, und die Fürsten die Hände bieten. Das bloße Vertheilen unerklärter Bibeln, in welcher Uebersetzung es auch sey, ohne allen, wenigstens historischen Fingerzeig, kann, davon bin ich bis jetzt vollkommen überzeugt, den ausgebreiteten Nutzen nicht haben, den man sich davon verspricht.

Man sage mir nicht: das Volk muß seine Bibel in den Schulen verstehen lernen. Wie könnte doch der dürftige Unterricht in den Schulen, aus denen die Kinder mehrentheils schon im 14ten Jahre entlassen werden, dazu geeignet seyn? wie die so ärmlich besoldeten Lehrer in den Volksschulen, hier und da wol nur Handwerksleute, oder invalide Soldaten, die nie ein exegetisches Collegium gehört, oft nicht einmal Bildung auf einer höhern Lehranstalt erhalten haben, diesem schwe-

ren Geschäft gewachsen seyn? Und gesetzt, sie könnten es, wie würd' es möglich seyn, Kindern von 14 bis 16 Jahren einen solchen Unterricht über die Bibel zu ertheilen, der, wenn sie die Schule verlassen, ohne Forsetzung und Erweiterung für ihr ganzes Leben hinreichend wäre? Passender würde es vielleicht in dieser Absicht seyn, einen Theil unsres öffentlichen Gottesdienstes, die Nachmittagspredigten, oder die Wochenpredigten z. B., zu einer Art von collegium biblicum zu bestimmen, dessen Zweck sey, dem Volke Achtung für diese uralten Documente der Welt-, Sitten- und Religionsgeschichte einzuflößen, die Begebenheiten aus der Beschaffenheit der Oerter, Zeiten und Sitten zu erläutern, um zu zeigen, was das alles auf die allmählige Ausbildung der Menschen für Einfluß gehabt habe, und dann besonders das Volk auf den trefflichen Sittenspiegel aufmerksam zu machen, welchen so wol die Beispiele des Lasters, als der Tugend uns vorhalten, welche die Bibel so treu, so kunstlos, und so ganz nach dem Leben aufstellt. Bei-

spiele des höchsten Sittenadels und der tiefsten Verworfenheit. Als ich, der Verf., in Halle studirte, pflegte der sel. Stephan Schulze solche Bibelvorträge zu halten, und seine auf Reisen in dem Orient gemachten Erfahrungen dabei zu benutzen. Die Kirche war gedrungen voll, und ich bin überzeugt, daß er nicht nur dadurch, sondern auch durch die treuherzigen Ermahnungen, die er bei jeder schicklichen Gelegenheit anzubringen nicht versäumte, recht vielen Nutzen gestiftet habe.

In Ansehung einer erklärenden Volksbibel könnte man auch wol darin eine Schwierigkeit finden, wenn die Theologen sich in Ansehung ihrer Ansichten nicht vereinigen könnten, der eine z. B. die Thaten Jesu für wahre Wunder der Allmacht ausgäbe, der andere sie natürlich zu erklären versuchte; der eine Teufel und Engel für wirkliche durch die Bibel bestätigte Wesen, der andere für Erzeugnisse chaldäischer Phantasie erklärte u. s. w., so würde, könnte man glauben, das Volk durch solche Aufklärungen mehr verwirrt,

als belehrt werden. Ich antworte: man wähle nur solche Bearbeiter der Bibel, die nicht mehr da stehen geblieben sind, wo die Theologen vor 100 Jahren standen, sondern fortgegangen, und mit allen neuern Forschungen bekannt sind, und deren giebt es doch jetzt sehr viele, wo nicht die meisten: so wird die Verschiedenheit unter ihnen 1) nicht sehr groß seyn, und wenn sie dann 2) diese Verschiedenheit ihrer Ansichten ehrlich angeben, und bescheiden genung sind, ihre individuellen Ansichten keinem als Fundamentalartikel aufzudringen: so wird das Volk dadurch das Wesentliche und Unveränderliche der Bibellehre, worin sie gewiß alle übereinstimmen, in seiner einfachen Gestalt, besser von dem Außerwesentlichen, und, nach Maaßgabe der Erkenntniß, veränderlichen, desto besser unterscheiden lernen, sich mehr an das erste, und weniger an das letzte halten, und dadurch selbst von dem bösen Sectengeiste immer mehr entfernt werden, womit in der That für die Religion selbst sehr viel gewonnen wäre. Hätte man das seit dem 4ten

Jahrhundert in der Christenheit gethan; hätte Arius und Athanasius gesagt: laßt uns lieber nichts in Ansehung des wesentlichen Verhältnisses Jesu zur Gottheit entscheiden, da das Wesen der Gottheit selbst für uns unerforschlich ist; laßt uns lieber von der Göttlichkeit Jesu, als von seiner Gottheit reden, vielmehr fragen: was ist Christus für uns, als in welchem Verhältniß steht er mit dem göttlichen Wesen, und wie ist dieses Verhältniß auszudrücken? so wären keine getrennte, sich hassende und mit Feuer und Schwerdt verfolgende Religionsparteien entstanden: so hätte Calvin sich durch Servets Verbrennung nicht so schrecklich versündiget: so wäre vielleicht kein Pabst so vermessen gewesen, sich zum Glaubensgebieter der Christenheit aufzuwerfen, und derselben ein Joch aufzulegen, das drückender ist, als jenes der Pharisäer zu Christi Zeiten war. Viel, sehr viel ist in dieser Hinsicht in unsern Tagen in der evangelischen Kirche schon gethan; aber es schleicht doch noch immer hier und dort ein selbstsüchtiger, un=

duldsamer Dämon im Finstern umher, der durch Verketzerungen sich geltend zu machen, und der evangelischen Christenheit in den symbolischen Büchern einen neuen Pabst, und unfehlbaren Glaubensrichter aufzudringen sucht.

Doch die Bibel lehrt ja, daß die Gottheit sich in Ansehung der Menschenerziehung, wie es einem weisen Vater geziemt, nicht übereile, und so wird denn auch die Zeit kommen, wo der Waizen der so einfachen, und nur in ihrer Einfachheit recht fruchtbaren Religionslehre von dem Unkraut menschlicher Machtsprüche immer mehr gesäubert, die Rechte der Vernunft in Sachen der Religion immer mehr anerkannt, der hohe Werth christlicher Denkfreiheit, in jeder Partei immer mehr geltend gemacht, der Name der Ketzer in aner und isten nicht mehr gehört, aber dann auch die Anzahl der gleichgültigen Namenchristen, der mystischen Schwärmer, und der frevlenden Spötter sich immer mehr vermindern und das wahre Christenthum, Joh. 14, 21. 23. 24.

mehr aus dem Wandel der Christen. Ap. Gesch. 2, 47., als aus ihren Symbolen erkannt werden wird.

Ist Religion Poesie?

Eine Lieblingsfrage unsrer Aesthetiker, bei ihnen schon so gut als entschieden, und dennoch enthält die Frage baren Unsinn. Denn was ist Poesie? Schöpfung der Phantasie, die sich selber Götter, Welten, Engel, Teufel schafft. Poesie ist Kunst, verschönernde Kunst. Religion ist Wahrheit, die die Vernunft beschäftigt, und durch den Weg der Erkenntniß auf Herz und Willen wirkt, und wird, als Sache der Vernunft, durch den systematischen Zusammenhang ihrer Wahrheiten selbst zur Wissenschaft; Poesie und Religion sind daher, so bald die erste sich, ihre Gränzen überschreitend, an die Stelle der letzten setzen will, wahre Antipoden, so wie überhaupt alle Verstandeswissenschaften, streng beweisende Philosophie und Mathematik, die Poesie gar nicht gebrauchen können,

so wie diese jene nicht. Mischt sich die eine in die andere: so wird aus beiden Nichts. Lukrez ist in dem größten Theile seines Gedichts de rerum natura kein Dichter, und wer mögte denn wol Klopstocks Messias für ein Lehrbuch der christlichen Glaubenslehre anerkennen. Ist die Religion, als Vernunftwahrheit, erst in ihren Begriffen und Sätzen bestimmt: dann kann freilich die Poesie mit ihrer schönen Form ihr zu Hülfe kommen, um ihr Eingang zu dem Herzen und zum Gefühl zu verschaffen; nur muß sie nichts von ihrem eignen Machwerk an die Stelle religiöser Wahrheit setzen, so wie die Wissenschaft auf der andern Seite wieder der Kunst gleichsam zum Leitzaume dient, die wilden Rosse der Phantasie zu zügeln. Die Religion des griechischen Heidenthums war Poesie, Poesie, die zum Theil sehr angenehme, reitzende Bilder schuf; und eben deswegen bis auf den heutigen Tag eine so reiche Fundgrube für unsre Dichter ist. Wer von den griechischen Philosophen erkannte sie aber für Religion, oder suchte

je Vernunftbeweise für die Existenz des Donnergottes, der Minerva, des Apollo u. s. w. oder für die Vernunftmäßigkeit der Augurien und Divinationen aufzustellen? Wie ein Augur, sagt' einmal, wenn ich nicht irre, Cato, einem andern Augur begegnen könne, ohne ihm in's Gesicht zu lachen, sey ihm unbegreiflich. Auszumitteln, was in der Religion, in so fern sie auf Geschichte beruhet, historisch wahr ist, oder, in so fern sie auf Vernunftwahrheiten beruhet, eines Beweises fähig ist, womit der denkende Verehrer Gottes sich in seiner Tugend befestigen, und im Leiden und Tode sich beruhigen kann: das ist gewiß keine Poesie, das darf keine Dichtung, das muß Wahrheit seyn.

Aber warum hängt man denn so an dieser Idee? Darum, weil man bei derselben aus der Religion machen kann, was man will; weil eine Religion die Poesie ist, dem dummsten Aberglauben das Wort redet, oder wenigstens, wie eine Menge katholischer Romane beweiset, ihn zu verschönern und empfehlungswürdig darzustel-

len weiß, und so das sicherste Polster für jenen blinden Köhlerglauben ist, der alles denken, wo nicht für gefährlich, doch wenigstens für seine Person für ganz entbehrlich hält. Die Kunst, sagt man, führt zu dem Höchsten und Heiligsten, das der Mensch sich denken kann. Nein, dahin führt die Kunst nicht, sondern Philosophie und Offenbarung Gottes in der Geschichte. Hat man diesen Weg erst betreten: dann kann die Kunst ihn mit Blumen bestreuen. Aber der alleinige Führer darf sie durchaus nicht seyn: denn sonst führt sie, nicht in das Gebiet der Wahrheit, sondern in das Labyrinth der Phantasie, oft wol selbst der groben Sinnlichkeit, ohne dem Irregeführten einen ariadneischen Faden zu hinterlassen, durch dessen Hülfe er sich zu retten vermögte.

belgebrauch

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Meineke, Johann H.

Aphorismen zur Begründung freierer Religionsbegriffe und eines fruchtbareren Bibelgebrauchs

Quedlinburg [u.a.] 1818

Polem. 102 u
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10772114-9